This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

838
B304u
1917

Rudolf Hans Bartsch
Unerfüllte Geschichten

Von demselben Verfasser erschienen im gleichen Verlage:

Bittersüße Liebesgeschichten . . . . . Novellen
Einband und Buchschmuck von A. Keller-Wien

Das deutsche Leid . . . . . Ein Landschaftsroman
Einband und Buchschmuck von A. Keller-Wien

Die Geschichte von der Hannerl und ihren Liebhabern . . . . . Roman
Einband und Vignetten von Prof. Steiner-Prag

Die Haindlkinder . . . . . Roman
Einband und Buchschmuck von A. Keller-Wien

Elisabeth Kött . . . . . Roman
Einband und Buchschmuck von A. Keller-Wien

ER . . . . . Ein Buch der Andacht
Zweifarbiger Titel von Prof. Hugo Steiner-Prag

Frau Utta und der Jäger . . . . . Roman
Einband und Vignetten von Prof. Steiner-Prag

Lukas Rabesam . . Der „Zwölf aus der Steiermark" anderer Teil. Einband von A. Keller-Wien

Ohne Gott . . . . . Die Tragödie einer Mutter

Schwammerl . . . . . Ein Schubertroman
Einband und Buchschmuck von A. Keller-Wien

Vom sterbenden Rokoko . . . . . Novellen
Einband und Buchschmuck von A. Keller-Wien

Zwölf aus der Steiermark . . . . . Roman
Einband und Buchschmuck von A. Keller-Wien

Vom sterbenden Rokoko . . . . . Novellen
Liebhaberausgabe in 1200 numerierten Exemplaren
mit farb. Lithographien von Prof. Hugo Steiner-Prag

Unerfüllte Geschichten

Von

Rudolf Hans Bartsch

Sechsundzwanzigstes bis achtundzwanzigstes Tausend

Leipzig / Verlag von L. Staackmann / 1917

Bühnenbearbeitung wird nicht gestattet
Für Amerika Copyright 1916 by L. Staackmann, Leipzig

Druck von C. Grumbach in Leipzig

Das Heidenjurerl

Novelle

German
Rosenberg
8-25-42
46190

8-31-42 Mrp

Wenn ich hier ein Beispiel aus dem traulichen Gemütsschatz der alten Bürgerfamilie erzähle, der ich entstamme, so muß ich im voraus niederschreiben, daß der einzige Umgang meiner Kinderzeit die Familie Großvaters war, der, wie seine Brüder und Schwestern, um 1800 oder nahe an diesem Jahr geboren wurde. Alle wurden sehr alt und blieben sehr jung. „Es gibt kein absolutes Alter," pflegte Großvater zu sagen. „Mit hundert Jahren ist die Pappel ein Greis, die Eiche ein Jüngling; langsam wachsen, das ist das ganze Geheimnis und wehe den Frühreifen. Am Semmering oben blühen die Syringen um Johanni und auch der Mensch muß hoch oben gewachsen sein. Was mich angeht, ich fang' mein Leben erst an." Dabei war er neunundsiebzig, als er mit mir Büblein ganz allein in heiterer Wehmut sein letztes Heidenjuxerl feierte und nur sein ewiger Leichtsinn brachte ihm die

Lungenentzündung, an der er im Jahre achtzig starb.

Die Generationen meiner Familie, die später geboren waren, lernte ich kaum kennen; die alten Herren und Damen, die mich umgaben, hatten in ihrer Jugend entweder Menuett getanzt oder Ländler, und jeder ihrer Bewegungen und Sitten sah man das an. Ihr Hausrat umgab und erfüllte meine Phantasie und darin einsam, bedächtig und innerlich weiterzuleben wie sie, die ich so innig liebte, ist mir geglückt. Und wenn ich selber einmal alt bin, dann will ich den Brauch des Heidenjuxerls wieder aufleben lassen.

Großvaters sinnreichste und liebste Zeit waren die Tage, in denen der Sommer nachdenklich wird, wie ein Menschenkind nach den Vierzig. Ende August hat es Sturm und nasses Bäumeschauern gegeben; die Leute haben ein paar Tage lang Mäntel getragen und im Hochgebirge war Schnee liegen geblieben. Dann sind die Wolken fernehin verzogen und ein unsäglich stiller, zartblauer Himmel kam über die Welt. Der Som-

mer sinnt, lächelt und leidet. In den Linden sitzt da und dort ein dukatengelber Fleck, die Felder sind abgeerntet und wo Mais gestanden hat, liegen kreuz und quer, als wären sie nacket und erwischt, die bisher versteckten Kürbisse, hochfarbig und gescheckt wie Feuersalamander.

Das ist die Zeit, wo der rosenblasse Buchweizen blüht, das Heidekorn, den man in Südösterreich Heiden nennt und mit dessen wehmütigem Spätsommerduft Großvater den kleinen Jux verband, aller Welt ein Schnippchen zu schlagen, die am Herbste zu verzagen drohte. Er lud zu diesem kleinen Feste der Heidenblüte alle jene Bekannten ein, deren scheues, wundes Menschentum befürchten ließ, daß sie einsam in den Winter gehen würden, wenn er nicht Vorsehung spielte. Junge Leute aller Art, die nur sehr schüchtern in Liebe glühten, brachte er mit den Mädeln zusammen, denen ihre ferne Sehnsucht nachhing, und den Alten, die sich zu sehr an die Geschäfte verloren hatten, zeigte er den Ausweg zum ewig-milden Gott der Naturruhe.

Ergreifend ist es, um solche Zeit, an der Wende des August zum September, vom Buchkogel oder vom alten Burgwall der Kirche in Straßgang auf das Grazer Feld zu sehen, dieses große, ebene, vier deutsche Meilen lange Oval, das von Bergen aufs schönste eingerahmt ist und durch das zwischen sonderbar stillen Auwäldern die verloren glänzende Mur dahingeht. Da ist die Ebene wie ein Bettvorleger aus bunten Flicklappen. Goldner letzter Weizen, silberner Mais, orangefarbene Kürbisse, dunkel aufgerissene Scholle, da und dort Wiesen und überall zwischendurch das Geviertwerk des Heidekorns, lichtrosa, fleischtönig oder schon bräunlich, von der blassesten bis zur tiefsten Farbe der Wangen schöner Frauen. Wie sie glüht, die ganze Ebene, und wie sie duftet! Und auch der süße und doch ein wenig räße Geruch der honigschweren Buchweizenblüte, der zugleich süßtraurig und sinnlich macht, ist wie der Dunst heißer Frauen, die vom Tanze kommen. Eine wunderbare Blüte: erregend und unsagbar resigniert dazu!

„Ich will solche Menschen jetzt versammeln,“ sagte Großvater, „denen der Fasching nichts zeigte, der Frühling nichts gab und der Sommer nichts erfüllt hat. Die abscheidende Schönheit der Natur soll ihr letztes Lächeln für die haben, die allein geblieben sind. Wenn ich mein Heidenjuxerl nicht gebe, dann geht mir der arme Will Franzl wieder den ganzen November und den ganzen Winter einsam durch den Stadtpark wie bisher, ein lebendiger Vorwurf gegen den stupiden Klatsch der Menschen, der ihm das Herz zerfrißt. Der arme Kerl. Weil er still und von angstvoller Einsamkeit ist, sehen sie ihm scheu nach und er glaubt, sie reden immer noch von nichts anderem, als daß er nicht rechtzeitig gekommen wäre an seines Vaters Totenbett. Nicht rechts schaut er und nicht links. Bloß wenn er an der Bastei vorübergeht, dann erhebt er ein bissel die Augen zum Fenster, wo die frische Anna Schönwetter wohnt. Tritt sie aber hinter die Gardinen, so glaubt er, das sei Abscheu. Daß sie ihm von dort nachschaut, weiß

er nicht. Er läßt dann seine traurigen braunen Augen hinter den raschelnden Blättern darein wandern, die vor dem Herbstwind flüchten, und vergeht aus lauter Gemiedenheit, während er selber es ist, der die Menschen meidet.

„Der tüchtige junge Sattlerssohn, der Grieß Ignaz und sein unbesorgter Spezi, der Galaunerluis, sind beide in die schöne Schanett vom Kirchenwirt in Straßgang verschossen. Zusammen gehen sie hin, zusammen gehen sie weg; ja: Zwei auf einmal kann das Mädel nicht erhören, und auch das muß ein End' haben. Heiratet das Mädel den Grieß Ignaz, so kriegt sie einen reellen Marktmenschen, zuverlässig punziert, und ohne Überraschungen; nimmt sie den Schwebinwind, den Luis Galauner, so wird ihr Leben halt sehr abwechslungsreich. Er ist ein Lebensdichter, und jedes Jahr aus seinem Dasein wird ein anderes Werk; auch gut.

„Dann ein besonders heikliches Paarl: Der Heinrich Wiese und die Komteß! Der eine will Musikant werden und die andere bringt's

ja doch nur zu einer Präbende im adeligen Fräuleinstift. Ob wir die zwei zusammenkriegen, steht bei Gott."

„Was haben sie denn schon miteinander?" fragte Onkel Wonsiedler, der immer mithielt, wenn es das Heidenjuxerl galt.

„Siehst du, Herr Bruder, es gibt in der Welt eine Unzahl von Geschichten, die nie begonnen haben, und es gibt ebensoviel Geschichten, die sich nicht erfüllten. Der Franz Will hat die hübsche Anna Schönwetter bisher nur aus der Ferne mit den Augen gesucht und weiß gar nicht, was für ein agreables Frauenzimmer sie ist. Er fühlt nur: das sei eine patente Person; aber das Herz schlägt ihm vor Angst, den Schatz zu heben. Das ist eine Geschichte, die ihn und sie sehr beschäftigt und auch beglückt, aber sie würde nie beginnen. Der Heinrich Wiese dagegen, auch so ein Schüchterling (aber verrat's nicht und neck' ihn nicht), der begleitet die Komteß nur auf dem Klavier."...

„Na also, da kennt er sie ja!"

„Aber nein! Sie singt immer Lieder und Balladen, und weil ihr Zimmer auf den kleinen Hof des Wagensperg-Hauses geht, so hört es, Wand an Wand, der feinfühlende Wiese, setzt sich ans Klavier und spielt, erst ganz traumhaft verzagt, dann aber immer deutlicher und verliebter, die Begleitung dazu. Das ist ihre ganze Bekanntschaft; da sind sie in Harmonie, und sie singt überhaupt nur mehr, wenn er zu Hause ist. Im Treppenhaus, wenn sie ihm begegnet, wird das zarte Frauenzimmer rot bis unter ihr feuerblondes Haar, so daß sie ausschaut wie ein Paprikahendl. Und deshalb getraut er sich nie, sie auch nur zu begrüßen. Siehst du: Das wieder ist eine jener unerfüllten Geschichten, die sich nie erfüllen würden. Es gehören ganz eigene Menschen dazu, aber die erleben auch gar keine andern Geschichten als solche! Der Will und der Wiese sind solche Hauchnaturen und ihnen muß man helfen. Aber selbst solider gebaute Menschenkinder werden von solchen Geschichten erzählen können."

„Ach ja, ich weiß, ich weiß,“ seufzte Onkel Wonsiedler. „Es sind vielleicht die schönsten, die es gibt, und der Dichter, der einmal ein Buch davon schreibt...“

„Man kann sie kaum schreiben,“ sagte Großvater. „Man müßte sie in Marienfäden spinnen, die im Herbsthauch segeln und der Heiden muß blühen und als letzter Duft im Jahre das Wort ‚Vergänglichkeit‘ in den Herzen nachhallen lassen. Eigentlich ist ein Trost dabei. Denn nur unerfüllte Geschichten sind unvergänglich.“

„Warum versuchst du dann die Vorsehung zu spielen?“ fragte Onkel.

„Es bleiben ohnedies noch Millionen solcher Unerfülltheiten übrig. Ich gönne sie uns Alten; die Jungen werden zu fein davon, vorzeitig. Die sollen ins reelle Leben heißen, bis sie von selber draufkommen, daß die allerschönsten Geschichten in der Sehnsucht erlebt werden.“

— — — — — — — — — — — — —

Und das Heidenjuxerl wurde eingeleitet.

Es gingen am ersten September achtzehn-

hundertzweiundsiebzig über die Herrgottswiese nach den Schachenwäldern, die dunkel mitten aus dem rosa Heidekorn ragten, folgende Menschenwesen: mein Großvater Christoph Haller und sein Schwager, der Historienmaler Wonsiedler, dazu noch ein paar alte Herren und Damen. Vor ihnen spazierten betreten und selig der Student Wiese mit der rotblonden, schlanken Komteß, deren Sommertüpfchen ihr zartes Gesicht unter dem Schäferhut nur noch schuldloser aussehen machten. Sie hatte lichte, erschrockene Augen, goldfarbene hohe Brauen und eine unermeßlich sanfte, ferne und gütige Stimme. Die ausgezeichnete Anna Schönwetter hingegen war ganz und gar von dieser Welt. Sie hätte augenblicklich Frau Ochsenwirtin in Schwanenstadt oder Frau Brauereidirektor in Salzburg werden können und beide Posten und andere mehr trefflich ausgefüllt, obwohl sie Beamtenstochter war; so gesund und von heiter praktischem Sinne war die schöne Person. Ihre Art, sich zu geben, war zutraulich, frisch und zuver-

sichtlich wie ihr Name; neben ihr war alles warm überströmt von diesem gesunden Wesen und bei ihr war alles gut geborgen. „Die ist famos. Die kriegt sicher einen, der sie nicht verdient," sagte Großvater. Ihr zu Seiten gingen Luis Galauner und Ignaz Grieß. Galauner galt als Familienlump seines alten Bürgergeschlechtes, weil er stets ein himmelwolkenferner Idealist gewesen war. Nicht so der wohlsituierte Einzige des großen Sattlermeisters am kleinen Glacis, Ignaz Grieß, über dessen kühl berechnender Natur nur noch die Jugend verhüllend lag, und die täuschte meinen Großvater stets. Der unendlich stille Franz Will aber ging, Hände und Hut auf dem Rücken, allein voraus.

Die ganze Ebene lag unter einem feinen Silbernetz von Herbstfäden in regungsloser Schönheit gefangen und die Heidenfelder zitterten vor Erregung und Liebe, so daß den geschlechtslosen Arbeitsbienen bang, schwül und wild zumute ward, wie sie da, in tiefsummigen

Schwärmen ohne Zahl, den Honig der verliebten Blüten ausbeuteten. Und der arme Franz Will allein begriff, neben dem leichtern Luis Galauner, Großvaters Mahnung gänzlich.

Denn der rief:

„Des Jahres letzte Hochzeit und Hochblüte! Nun kommen bloß noch Herbstzeitlosen, Dahlien und Astern, gut für Gräberschmuck."

Franz Will zog den sinnlich starken Frauendunst der sonnenschweren Blütenlegionen ein, und während sich die anderen an diesem vielen Glanz, an Farbe und Duft freuten, tat ihm das einsame Herz weh, wenn auch dies Weh gütig und betäubend war. Großvater kam zu ihm. „Franzl?"

„Ja..."

„Jetzt war der Sommer so königlich. Und wieder hast du ihn versäumt und seine Gunst. Ist dir nicht recht bang?"

„Ja."

„Auf die Weis' wirst du ein Hagestolz werden. Bleibst denn gern so allein?"

„Ja; doch.“

„Weil's dich fürcht'st.“

„Vor wem?“

„Vor'm Glück. Vor der Schönheit.“

„Mir blieben sie doch nicht treu.“

„Du: die Anna Schönwetter, wenn die einmal einem Mann Ja gesagt hat, dann sagt sie allen anderen auf der ganzen Erde nein. Verpass' die letzte Stunde nicht; da hättest du halt Glück, Schönheit und Treu' fein beisammen.“

„Sie geht ja mit zwei anderen.“

„Ah, nachlaufen soll sie dir wohl! Das tun grad' die Allerbesten nicht einmal mit den Augen. Möchtest denn eine, die dir langstenglig nachschaut oder zublinzelt?“

„Nein.“

„Na also. Die Anna Schönwetter ist im Gespräch mit den beiden zerstreut und scheint immer noch auf was zu warten. Aber ich sag' dir's, es ist was eigenes, wenn man den Herbst in der Nähe fühlt; man wird resolut im Ent-

schließen. Wenn du ihr nicht klar sagen magst, was du mit ihr vorhast, so schüttelt sie dich vom Herzen ab und schlägt ein anderes Blatt auf, du! Der Sattlernazl hat seinen schönsten Sonntagsstaat an und wegen der kleinen Schanett in Straßgang tut er das nicht. Mir an deiner Stell' wär angst und bang."

„Mir schon lange nicht mehr. Wer mich nicht suchen kann, findet mich nicht."

„Das kannst du von einem feinsituierten Frauenzimmer nicht verlangen," sagte Großvater. Er ging von dem einsamen jungen Menschen fort, versuchte es aber doch, bei einer Rast im heißen Kiefernschatten des Schachenwaldrandes mit der gesunden und schönen Frauensperson noch einmal zu reden.

„Wie g'fallt Ihnen denn der stille Franzl?"

„Ach, der!"

„Fällt's Ihnen nicht auf, daß er immer allein ist?"

„Na ja, der Hascher; — aber was macht er denn?"

„Den Wolken nachschauen. Und im Herbst den haltlosen Blättern. Ganz seltsam verwandtschaftlich schaut er ihnen nach, sag' ich Ihnen, Jungfer Schönwetter. Wenn's die so vor ihm hertreibt: zwecklos, ruhelos, dann scheint ihm wohl zu sein, weil's andern auch so geht wie ihm."

„Jetzt, warum sagen's mir das, Herr Oheim?"

„Ich mein nur, wenn sich wer seiner annehmert — in dem Jungen liegt Gold vergraben."

„Meinen S'..." Anna Schönwetter war nachdenklich. Ein Tag, ein Tag war das, so wehmütig und eindringlich schön, wie Abschied von der Jugend. Sie war einundzwanzig. Da hat man immer viel, viel mehr Angst, als mit einunddreißig. Und Großvaters Heidenjuxerl war ihr bekannt, mit seinem geheimen Unterton: „unwiderruflich letzte Gelegenheit im Jahr!" Als sie dann weitergingen, zog Großvater den schönen, schlanken, liederlich idealen

Luis und den gesetzten Ignaz zu sich heran, um mit ihnen die Festordnung des Abends zu besprechen, und vorsichtig, aber lieb und gut kam Anna Schönwetter dem einsamen Studenten der Archäologie Franz Will entgegen.

Der Heiden blühte überall, und mitten in solch einem Felde voll Bienengewühl wölbte sich das hellrötliche Gedränge der Blumensaat zu einem kleinen, ganz runden Hügel.

„Nein, was für ein Bergerl das auf einmal ist," sagte die verlegene Jungfer zum Herrn Will.

„Das ist ein prähistorischer Tumulus."

„So. Und was ist das?"

„Das ist ein Heidengrab aus der Zeit, als der Herr Christus noch gar nicht geboren war."

„Und liegt bloß ein Mannsbild d'runter? Oder ein Ehepaar? Oder eine Familie?"

„Meistens ist es nur ein einsames Grab. Vielleicht das eines Helden. Mein Gott, sterben muß jeder allein, und Familienbegräbnisse

scheinen nur bei den Römern üblich gewesen zu sein."

Jetzt begann der Unglücksmensch seinen vermeintlich höchsten Wert vor der ahnungslosen Jungfer Schönwetter zu enthüllen und gab ihr ein so lückenloses Probestück all dessen, was seine Zeit über prähistorische, norische und lateinische Beisetzungsformen wußte, daß die gesunde Person sehr froh war, als Galauner und Grieß sie wieder zwischen sich nahmen.

Hätte der arme Junge nur ein einziges subjektives Wort gesprochen. „Sehen Sie, das ist nun meine ganze Welt. Finden Sie nicht, daß ich ein bisserl Hilfe brauche?" oder sonst was Persönliches, so hätte ihn das liebe Frauenzimmer teilnehmend an die Hand genommen. Aber vor der Streitfrage, „ob Mondidol oder Votivwidder", lief sie davon und hatte genug.

Grieß dagegen setzt ihr offenkundig auseinander, was eine Frau Sattlermeisterin bei ihm an Arbeit zu erwarten hätte und was an Ver-

gnügen, und all das paßte ihr so beiläufig. „Manndl ist Manndl," hatte ihre Mutter stets gesagt.

Es war später Nachmittag. Großvater kam noch einmal an ihr vorbei. „Na??" fragte er.

„Mein Gott, Herr Onkel, was der Will alles im Kopf hat! Alles, nur nichts Lebendiges!"

„Drum braucht er eine lebendige Frau."

„Der? Der hat keinen Bedarf danach."

„Greif nicht daneben, Annerl," warnte der Großvater, der das trauliche Du immer gebrauchte, wenn er jemand was recht Eindringliches sagen wollte. „Ein Grundsatz sollte für jedes Weib über allem stehen: Liebe nie einen Mann, von dem du nicht fühlst, daß noch ein Leuchten von ihm ausgehen wird, auch wenn er gestorben ist. Drum braucht er nicht gleich ein Ingenieur zu sein, der den Suezkanal baut; auch das Herz hat sein Leuchten, und es ist schöner und wärmer, als was vom Renommierkapitol kommt."

„Das Leuchten, Onkel Christoph, möcht gerade ich selber in einen Haushalt mitbringen.“

Auf diese ganz prächtige Antwort war freilich schwer anders zu erwidern als: „Dann, Jungfer, sei sie gesegnet. Aber es wird Gefahr da sein, daß sie auf ihren Mann herabschauen muß, und das tut keine brave Frau gern.“ Und er sah den drei, die fortan beisammenblieben, nachdenklich zu. Galauner war unbekümmert wie stets. Sein lockiges Haupt hielt er fidel und hocherhoben, wie ein erfolgreicher Sänger, und jeder seiner Bewegungen sah man den schauspielerischen Leichtsinn des Lebenskünstlers an. Man konnte dem schlanken Jungen, der nicht im mindesten daran dachte, was in Zukunft aus ihm werden sollte, nicht böse sein, so sorglos er in den Tag hinein lebte. Eine Anna Schönwetter, frisch wie er, aber klug, sorglich und vorausdenkend, hätte dem gut getan! Aber der künstlerlockige Luis, der alles konnte: Musik machen, dichten, malen, singen, schauspielern und manchmal sogar träumen,

schien sich wenig um die wackere Jungfer zu bekümmern. Er drängte nur aus den wunderschönen Heidenfeldern, die ihm zu wenig zu schaffen gaben, fort nach dem Abendmahlsziele, dem schönen, weitumherschauenden Kirchentabor von Straßgang. Unter dessen alter Linde sollte für ihn erst das eigentliche Juxerl nach diesem endlos innigen Spaziergange beginnen.

Dem Ignaz Grieß gönnte Großvater die Jungfer Anna am wenigsten. Trotz seiner Fröhlichkeit, die bei dem heimlichen Philister mit dem dreißigsten Jahre ohnehin ihr sicheres Ende nahm, war Grieß ein Mensch, dessen ganzes Leben zu nichts anderem bestimmt war, als Häuser zu erwerben; eins nach dem andern und unlustige Kinder in diesem träge erlebten Reichtum zu hinterlassen. Kein Leuchten, nein: eher frostige Nachrede, gemildert durch Vereinsehrungen, das blieb nach ihm.

Am rührendsten war Franz Will mit seinen schönen, traurigen, dunklen Augen; Will, dessen Schattenriß immer weit vor den andern auf

die rosafarbenen Felder hingezeichnet stand, mit wehmütiger, leiser Seitenneigung des kleinen, braunen Schwärmerkopfes. So sah und kannte ihn jeder. Immer ohne Freund. Immer durch die Baumgänge des Parkes hin und wieder gehend, unrastvoll, innerlich leidend, den wunderbar seelenvollen Fluch der Einsamkeit unter den Augen.

Und reizend war, in seiner hoffnungslosen Schüchternheit, das Paar, um das sich jeder am wenigsten kümmerte, der blonde Heinrich Wiese und die noch blondere Komteß mit den wasserhellen Augen, denen die Sonne dieses vollen Spätsommertages schon wehe zu tun begann. Aber sie blieb geduldig, fragte mit ihrer leisen Stimme immer nur so wie nebenhin nach allem anderen, als nach Herrn Wiese selber, und Wiese erzählte über Herrn Christoph, meinen Großvater, allein eine Stunde lang. Das gänzlich einsame Mädchen, das von der Welt gar nichts wußte, unterhielt sich da bei seiner sanften Art sehr gut, und sie war glücklich, in ihrer

teilnahmsvollen Wärme zu dem lieben Bürgerlichen von diesem selbst nicht gestört und erschreckt zu werden. Sie ging, ganz in ein erträglich wunschloses Liebesglück gehüllt, neben ihm, und er hielt den Sonnenschirm über ihre empfindlichen Augen mit rührender Sorgfalt. Von der Buchweizenblüte genossen auch sie nur wenig.

Überhaupt waren Franz Will und Großvater die einzigen, die das wundervolle Silber dieser sanft umschleierten Weite münzen, die blutende Seele dieser blaßroten Felder empfinden konnten. Großvater in wehmütig resignierter Harmonie, der dunkle Junge in der ahnungsvollen Angst, daß Jahr um Jahr seines Lebens so von ihm Abschied nehmen würde; geradeso: in Schönheit, Duft und Ferne. Alle Schönheit sah und empfand er, und alle Schönheit war immer weit entfernt; sein Herz blutete ihr leise und in lieber Trauer nach, immer, immer.

Großvater aber genoß diese Luft, die so

voll schmerzlicher Mahnung war, in langsamen Zügen, wie ein Kranker das letzte Abschiedsglas von dem Lieblingstrunk, den ihm ein strenger Arzt verboten. Jedes Jahr konnte für ihn das letzte sein und von jedem nahm er mit Augen, die voll Innigkeit genossen und doch flehentlich beteten, Abschied. Schwer nur folgte er dem Drängen der jungen Welt ins Abendmahlsdorf.

Über Straßgang steht eine riesenalte Linde, unter der man einen schönen Blick über das spätblühende Land hinaus hat. Dort war der Tisch gedeckt und das ländliche Hellblau des Tafelzeugs stand in reizendem Gegensatz zum vergilbten Wiesengrund, der von der Farbe alter Goldtressen war, und zur bräunlichen Linde. Es war aber auch für Tafelmusik gesorgt, und deren Zusammensetzung war eigenartig genug, um erwähnt zu werden.

Großvater liebte nämlich sehr die alten, in Vergessenheit geratenen Instrumente und hatte

außer einem Harfenisten zwei Oberwälder bestellt, die noch Hackbrett und Schwegelpfeife spielen konnten. Da keine Geige da war und der Pfeifer Atempausen machen mußte, so entstand infolge des vibrierenden Tones der beiden Saiteninstrumente eine leise rauschende und recht zittrige Alteherrenmusik, deren rührende Lächerlichkeit die ganze kleine Gesellschaft augenblicklich in heitere Stimmung brachte. Galauner und die reizvolle Anna Schönwetter schlugen mit dem annoch beschäftigungslosen Eßbesteck den Takt und sangen mit und die hochblonde Komteß hätte es wenigstens gerne getan. Sie saß etwas betreten unter der, plötzlich aus aller Lyrik entrückten und zwanglosen Gesellschaft und lächelte angestrengt, denn Heinrich Wiese sagte ihr leise die möglichsten von den meist sehr ungenierten Texten vor, die zu den alten Tanzweisen gesungen zu werden pflegten. Die Komteß getraute sich jedoch durchaus nicht, ihrem Partner, den sie doch für hellblonder gehalten hatte als er war, zu sagen: „Aber Herr

Wiese." Denn das wäre zu vertraulich gewesen.

Schanett brachte die gebratenen Enten aus der Wirtshaustiefe empor; Schanett ließ sie beinahe fallen. Denn zwischen ihren beiden Herren, von denen sie bisher keinen bevorzugt hatte, saß die einwandfrei hübsche Anna Schönwetter, und Herr Grieß hatte eine Hand zärtlich werbend auf die ihre gelegt und hörte ihrem munterem Singen aus unnötig großer Nähe zu. Und Luis Galauner machte dem aufrechten, gesunden und lustigen Frauenzimmer ebenfalls glaubhaftig den Hof. Schanett war doch auch prall und schlank, Schanett war schwarz und hatte blitzende Augen und die Zähne lachten aus dem Zigeunergesichte, und neben die Schönwetter hätte sie sich vielleicht noch zu stellen getraut. Die aber saß und war Herrin, und Schanett mußte bedienen. Sie tat's, als ob sie die Herrschaften da nie gesehen hätte, und doch hatte Grieß dem aparten Mädel die Möglichkeit einer Ehe mit ihm als durchaus nicht

undenkbar gezeigt, und Galauner, der Galgenstrick, hatte sie besungen; besungen! Lauter Akrosticha waren es, obwohl es, wie er versicherte, bei der französischen Schreibweise ihres Namens schwer fiel, so viel Verszeilenanfänge auf J, E und A zu finden.

Das letzte Akrostichon hatte ihr Galauner noch mit besonders wehmutvoller Feierlichkeit übergeben; es war auch danach. Sehr deutlich war es nämlich. Luis Galauner bat darin, im Falle Schanett einmal geneigt sein sollte, ihm „alles", aber wirklich auch schon alles zu gewähren — dann wenn du kapierst, Schanett, was dies Wort „alles" bedeutet — dann:

Neigst du dich dennoch, die mein Blut verzehrt,
Es brennen macht, und noch die Glut vermehrt,
Tu' dies als Zeichen, daß du dich gewährt;
Töt' mich vor Glück, gib mir der Küsse drei;
Es sagen diese Küsse dann: Es sei.

Das Gedicht war schauderhaft, jedoch ein Akrostichon!

Schanett war von diesen Versen Galauners,

die sie kühn aber schön fand, wirklich ergriffen gewesen und hatte einige Nächte überlegt, ob, wann und wie sie dem interessanten Dichter die drei Verheißungsküsse applizieren solle. Und nun saß er und sang mit dieser Schönwetter ein rührendes Liebesduett zu Harfe, Hackbrett und Schwegelpfeife!

Schanetts temperamentvolles Herz brannte.

Aber auch der Abend brannte. Die Sonne war dem Bergland in die Arme gesunken, das gleich hinter ihnen anstieg und sich nach Westen in ungeheuren Wälderwellen verlor, bis die ganz gewaltigen Felsengrate kamen. Kirche, Friedhof und Dorf waren schon im Schatten, der Wetterhahn und der Lindenwipfel küßten sich noch ein paar Sekunden mit dem Abendgold herum, dann wurden auch sie nachdenklich, resigniert und grau. Nur die Ebene prangte und strahlte im unbändigen Valetlichte dieses Sonnentages. Die zahllos verstreuten Häuschen schauten alle mit geröteten Gesichtern der Sonne nach, wie eine Schar freudiger Schulkinder,

denen der weggehende Lehrer zurückruft: Feierabend! Und die Heidenfelder verbluteten sich vor lauter Schönheit, leuchtender wie König Laurins Rosengarten...

Großvater stand am Abhangsrande und schaute still, lieb und weh in den ungeheuren Brand der abendlichen Ebene. Jenseits standen Traumwolkenburgen am Himmel mit Zyklopenmauern aus lauter Rosen. „Das ist die Walhalla der Herzen, die an der Sehnsucht vergangen sind; der Helden ohne Tat," sagte Großvater leise, als er den armen Franz Will ebenfalls mit einsamen Augen nach dieser Reflexwelt im Osten starren sah. „Nur ein Abglanz des wirklichen Sonnenbrandes im Westen ist das: Geschichten, ferne von der Erfüllung: Dichtereien der Sehnsucht."

Aus Schmaus und Gläseranklingen stand die sicherherzige Anna Schönwetter auf. Der Ignaz Grieß hatte seinen Heiratsantrag gemacht, sie hatte den Kopf links geneigt, hatte noch einmal nach dem armen Franz Will hingesehen und

dann ihr nachdenkliches ‚Ja‘ gesagt. Nun preßte es ihr in der Brust, weil die einsame Silhouette des menschenscheuen Will gar so verloren gegen die roten Abendburgen der Himmelsferne stand. Sie trat neben ihn hin und ein erstickendes Gefühl von liebem Weh und Mitleid mit diesem gänzlich hoffnungslosen Menschenkinde war ihr in Herz und Hals. Er wich nicht, er redete nicht, er duldete es nur, mit einem warmen Strom in seinem Blute, daß sie so nahe bei ihm stand. Ihm war schon das bedeutend.

So sahen sie eine Zeitlang ins Wunderbare hinein und waren wie Eins in ihrem zagen Mögen und Nichtkönnen. Endlich sah Großvater, wie das schöne und gute Frauenzimmer den Franz Will leise an der Hand nahm; nun standen sie noch verbundener, und dennoch, durch die Angst, welche diese zärtliche Berührung in dem elend glücklichen Will erzeugte, noch ferner beieinander.

Ein dunkles, wehes, schauderndes Glück rann

in dem armen Will, und er ging ihm nach, tief in sich selber hinein und mit forschenden, geängstigten Nerven.

Die liederreichen Wolken am Rande des fernen, fernen Hügelsaumes aber verblaßten und wurden alt, grau und grämlich, da sagte Anna, Schönwetter, die ihre Klarheit durchaus haben mußte: „Herr Franz, der Ignaz möchte mich zur Frau und ich habe fast schon Ja gesagt. Wissen Sie mir keinen Rat?"

Da überquoll in dem feinen, empfindlichen Jungen das trotzige Weh, wie diese schöne Person auch nur wählen und schwanken konnte zwischen ihm und einem Verlorenen der bürgerlichen Ökonomie, und er sagte „Nein".

Langsam ließ das ruhige Frauengeschöpf seine Hand los und sie fiel herab. Und eben so langsam sagte sie: „Adieu, Herr Will" und ging zurück zum Ignaz Grieß, um eine famose Frau zu werden. Hier oben unter der Linde von Straßgang hatte sie die erste und letzte Untreue ihres Lebens abgetan.

Der Tag war nun schon ganz in graues Spinngewebe verwickelt, ein kühler Herbstschauer fuhr der Linde in den Nacken und ritt schaukelnd auf ihr. Umdrehte sich der stöhnende Wetterhahn und die Menschen fröstelten in der einbrechenden Dunkelheit.

„D'rinnen wär's jetzt besser wie draußen," sagte Großvater und zeigte auf die Wirtsfenster unten an der Straße, hinter denen freundliche Abendlampen angesteckt wurden. Da packten die Herren Musizi ihre Instrumente, die jungen Leute Flaschen und Gläser und Anna Schönwetter eine Schüssel mit Nachtisch. Die Tafel unter der Linde ward aufgehoben.

„Geh'n wir tanzen," sagte Galauner und bot Anna Schönwetter den Arm.

Du, Luis," sagte Schanett scheu und leise, indem sie ihn am Ärmel zupfte.

„Ah," dachte Galauner; „es hat durchgebissen." Und freundlich blieb er zurück. „Was denn, Schanetterl?"

„Tanz du nicht mit der Schönwetter!"

„Wenn ich nicht tanz, fallt's auf."
„So geh gar nicht hinein!"
„Wo soll ich denn sonst hin?"
„Komm später da zur Linden her."
„Schanett!?"
„Ich wart' schon."
„Schanett!?"
„Ja!"
„Und meine drei — —"
Da lief Schanett davon.

Galauner ging tanzen und drehte sogar die heikelgefügte Komteß sechsmal vorsichtig in der Stube herum, bis sie einen Knix machte und mit Heinrich Wiese weitertanzte, der sie vor lauter Anbetung eine halbe deutsche Elle von sich hielt, weit von sich, um nur vor Gott und den Menschen nicht als Vergewaltiger dazustehen.

Will tanzte gar nicht. Er sah durchs Fenster dem Wehen des Nachtwindes zu, das in den Bäumen umhergeisterte und sehr schön zu betrachten war. Wenn aber die Jungfer Anna vorübertanzte, dann spiegelte sie sich im Fenster

und ihm wurde wund und elend über seine ganze, verlassene Seele hin.

Großvater sah behaglich zu. Aber als die hübsche Schanett erschien, mit glühenden Augen und Wangen in der Türe stand und zuschaute, da forderte er selber sie auf und drehte sich unter solchem Beifall der ganzen Gesellschaft mit ihr, daß ihm nachher die erheiterte Komteß, auf seine Entschuldigung, verstattete: Schanett dürfe mittanzen.

Nun schwenkte jeder aus der Gesellschaft das rüstige Wirtsmädel, sogar Franz Will zu wiederholten Malen und mit seliger Verzweiflung. Bloß Wiese entheiligte seine gräflich geweihten Hände nicht an ihr und erhielt sich für die Komteß engelrein, obzwar diese ihn gütig zur Nachsicht drängte. Aber wohl tat's ihr dennoch.

Luis Galauner hielt sich eine Weile eng an die blühende Schönwetter, bis die Augen des heißgetanzten Wirtsmädchens brannten. Dann kam er, nahm sie tüchtig und handsam an sich und benahm sich beim Walzen, als wären

sie beide ein Geschöpf. Nach diesem Tanze, der sinnfällig und gesund wie auf einer Kirchweih gewesen war, lief Schanett vor lauter Freude und Schande davon. Galauner tanzte, zur Entsühnung, auch mit der Komteß. Hierauf gab niemand mehr so recht auf ihn acht, und er verschwand.

Heinrich Wiese trat wieder mit der Komteß seine Art von Tanz an, den Großvater „à la Sternensystem" nannte. Kopf und Mittelleib wußte Herr Wiese kunstreich von der Angebeteten weg nach außen zu halten; dafür wagte er folgendes Gespräch:

„Nun haben gnädigste Komteß ja auch schon die Löwe-Balladen entdeckt."

„Ach, das wissen Sie?"

„Ja, gnädigste Komteß, wiewohl ich bisher nur Tom den Reimer kannte. Als ich Sie den singen hörte, da fand auch ich zu Ihnen in den Märchenwald. Ich habe mir nunmehr alle gekauft und kenne sie alle."

„O? Auch das süße Begräbnis?"

„Freilich, Komteß, freilich!“

„Sehen Sie, das ist mir wie ein Souvenir an meine selige Großmama, die noch jene Schäferzeit mitgemacht hatte, und zwar als Hofdame der armen Marie Antoinette. Nach einem Jugendbildnis von ihr ist mein heutiger Florentinerhut.“

„Ah?“

„Ja.“

Die Komteß pflegte ein solches „Ja“ immer seufzend nach einwärts zu schlucken und diese Art der Lautbildung entzückte Herrn Wiese so sehr, daß er lange Zeit nichts sagte, sondern sich bloß mit ihr drehte, stets in der respektvoll auseinanderstrebenden Ferne zweier Wagschalen, die man am Zügelpunkte des Balkens kreisen läßt.

Während dieses behutsamen Tanzes waren droben auf der Anhöhe bei der Lindenbank sehr zensurbedürftige Geschehnisse vor sich gegangen. Schanett nämlich in ihrer Heidenangst vor der allseits angenehmen Schönwetter, hatte ihrem

Luis die drei bedeutsamen Küsse mit solcher Vehemenz gegeben, daß beide von der Bank herunterfielen — — und Grasflecke bekamen.

Unten im Gasthause tanzten alle Teilnehmer am Heidenjuxerl, patschten in die Hände und waren jeder so dionysisch, als die sparsame Gottheit ihm davon gegeben hatte.

Oben unter der Linde, nahe bei den Grabsteinen des Friedhofes, saßen Luis Galauner und die verwirrte Schanett wieder auf ihrer Bank.

„Schanett?" sagte Galauner bang und feierlich.

„Luis?"

„Bin ich deine erste Liebe?"

Schanett schwieg.

„Also nein — —", atmete Louis Galauner langsam und in fürchterlichem Weh. Er wäre am liebsten gestorben und nur sein Richteramt hielt ihn noch aufrecht, denn Schanett umklammerte seine Hände, als hielte sie die letzte Hoffnung ihres Lebens fest.

„Es war also schon Einer vor mir? O Gott, Schanett...“

„O Gott, o Gott, Luis!“

Und beide neigten in der Richtung zweier Dachsparren Schultern und Köpfe aneinander und weinten einträchtiglich, inbrünstig und tief beseelt wie zwei Engel Gottes um Schanettens schon etwas früher dahingegangene Unschuld.

Schanett hätte sie am liebsten wiedergehabt, damit sie sie jetzt hergeben hätte können, und Luis Galauner war so todwund, daß ihm nicht einmal die bitterlich geschluchzten Worte des schönen jungen Weibes Trost brachten: „Aber ich hab' doch damals noch gar nichts von dir gewußt, Luis!“

Umsonst. Er weinte hochauf, daß es ihn stieß, und sie lehnte sich an ihn und weinte beschämt, schmerzzerrissen und diskret die zweite Stimme.

Endlich fiel ihnen ein, daß ihr Ausbleiben auffallen mußte, und sie erhoben sich. Schanett wollte wegen ihrer roten Augen gar nicht mehr

in den Tanzsaal, aber Luis, der nie seine Fassung verlor, sagte mit der plötzlichen Festigkeit seines Leichtsinnes: „Jetzt erst recht, Schanett.“ Und er zog sie mit sich.

Als die beiden Desolaten geblendet im Lichte standen, dachte kein Mensch beim Anblick ihres Leides an Schuld.

„Ja, um Gotteswillen, was habt ihr denn?“ rief Großvater.

„Am Friedhof waren wir,“ sagte Galauner.

„Aber! Liegt euch dort was Liebes?“

„Ja,“ sagte Galauner.

Und teilnehmend kam die zarte Komteß heran und nahm die Hand der sehr verlegenen Schanett. „Gott gibt schon anderswo wieder, was er hier genommen hat,“ sagte sie fromm und naiv.

Und am Abend, als sie alle zu Hause angelangt waren und das Heidenjuxerl zu Ende war, als auf seinem hagebuchenen Bette Franz Will, allein, wie stets, mit den wachen Augen der Frage und des Vorwurfes durch die Zimmer-

decke zu Gott schaute, da sah Großvater über den Hof hinüber. Mitten in ihrem beleuchteten Zimmer stand die Komteß und, durch eine dicke Mauer von ihr getrennt, saß Heinrich Wiese am Klavier und horchte genau und setzte ein, als die Komteß begann:

Schäferin, ach, wie haben
Sie dich so süß begraben ...

Unsagbar wehmütig klangen das Lied und die tränenperlende Begleitung zusammen in die Nacht.

„Unerfüllte Geschichten," seufzte Großvater, aus feuchten Augen lächelnd ... „Und sie sind vielleicht die schönsten."

Nur ein Lied...

Es war kein Zweifel mehr; die Franzosen kamen und der Schloßberg wurde gegen sie verteidigt.

Ein kleines Kommando steirischer Landwehr hatte die bisher allen Blicken geheimnisvoll entrückten Staatsgefangenen, Hochverräter und Jakobiner, nach der Mur auf ein Floß hinuntergebracht, wo sie gegen Ungarn fuhren. Sie, die zugleich mit der französischen Revolution in Österreich losschlagen gewollt hatten, durften nicht von ihren alten Freunden befreit werden, wenn der Schloßberg von den Franzosen genommen werden sollte.

Ein paar Mann steierischer Landwehr trieben das Häuflein blasser Menschen hastig und verlegen in der grauen Morgendämmerung vorwärts; es war ihnen selber ungut zumute. Nie sieht es schön aus, wenn ein Mensch einen anderen treibt, Gewehr und Bajonett hinterher, ein Gefesselter voran. Die Steirer taten es aus dem

reinen Instinkte des Volkes ungern. Scheu sahen sie die stillen Menschen an, die alle den Kopf hängen ließen und nur selten und verlegen um sich zu spähen wagten. Ein Baron sollte drunter sein; Riedel; Lehrer des Kaisers Franz ehedem, später sein tödlichster Feind. Er hatte hundertjährigen Kerker ... Die andern sechzigjährigen. Denn seit Kaiser Josef durfte man keinem Menschen die Hoffnung auf Freiheit rauben und das Wort „lebenslänglicher Kerker" hatte dem großen Kaiser für unmoralisch und ungerecht gegolten. Es drückte ja auch das einemal drei und das anderemal dreißig Jahre aus; je nachdem der Mensch die Haft lebend ertrug.

Ein junger, dunkellockiger Tambour hatte oben den Kerkermeister gefragt, wer die Gefangenen seien. Der aber hatte die Hand erhoben und dem Knaben einen Backenstreich versetzt: „Rotzbub, halt dein Maul!" Aber drunten fragte er einen gutlaunig dreinsehenden Gendarmen wieder, ob das denn alle die Gefähr-

lichen seien. Es wären doch so wenig: die konnten unmöglich den Staat umwerfen?

„Ach, auf dem Spielberg und in Ungarn sitzen noch mehr davon," sagte der Gendarm, „und die meisten sind wohl schon hinüber." Er wies nach dem blassen Morgenhimmel. „Im Schloßberg sitzt nur noch einer; den kann man nicht gut nach Ungarn bringen; — ja ... Und er ist wohl auch bald bei den andern, die es nicht ausgehalten haben. Na. Gut weg."

Einer war also noch dort oben, eingemauert im tiefen Berge, ein Sterbender.

„Und warum kann man gerade den nicht gut nach Ungarn bringen?"

„Ja, der hat dort eine eigene Bedeutung; aber, Bub? Frag nicht soviel!"

Da verstummte der kleine dunkle Tambour und die Flöße mit den blassen Gefesselten stießen ab und fuhren...

— — — — — — — — — — — — —

Und dann war der Feind da und hatte die Stadt besetzt.

Rund um den Schloßberg standen unten, klein wie Spielzeug anzusehen, die französischen Batterien, die ehernen Hälse gierig hochgereckt wie ein Kreis von Schakalen, der nach Fraß zu sicherer Höhe emporschnuppert. Und es war Sommer. Der Himmel war so erstaunlich tropenblau, wie eben die Stadt Grätz ihn kennt und die Kastanien blühten, unten, rings um den belagerten Berg; ein grüner Kranz mit weißen Blumen bezeichnete die Glacis der Stadt, wo die Franzosen wimmelten und sich die Hälse nach dem Felsenberge verdrehten, den sie nicht haben konnten.

Oben am Berge sah man hinter den Mauern die Köpfe der Belagerten wandern, stehen bleiben und herunterschauen. Dann und wann fiel ein Schuß auf solch eine dunkle Kugel, die neugierig über die Bastei schaute, aber die damaligen Flinten streuten viel zu sehr; meist prallte das weiche Blei von den Randsteinen ab und fuhr, jaulend und juchend wie ein Sennbube, in den verrückt blauen Himmel hinein. Viel zu hoch, viel zu ferne war es.

Manchmal vereinigten sich alle Kanonen und brüllten herrisch den lachend stolzen Berg an, daß die Ziegel splitterten und die oben taten dann und wann einen behutsamen Schuß. Dann legte sich eine französische Kanone wie schlafend auf die Seite und tat lange Zeit nimmer mit oder die blauen Menschen an den Batterien stoben auseinander; aber vier oder fünf lagen stille und von oben wie umgeworfene Holzsoldaten anzusehen, auf der Erde herum. Von Zeit zu Zeit streckte einer von den steirischen Freiwilligen dort oben auch seinen gezogenen Stutzen ein wenig aus einer Schießscharte; dann gab es oben einen Knall und unten einen Todesschrei; im ganzen aber verlief die Belagerung dermaßen, daß Spitzweg sie bedeutend lieber abschildern hätte mögen, als Wereschtschagin, wenn sie um das Jahr achtzehnhundertneun gemalt hätten. Der französische Kommandant schickte dem Major Hackher dort oben Zucker, Rosenbranntwein und Schokolade für seine Verwundeten und Herr von Hackher machte

ihm kurze, soldatische Komplimente; sie schossen im allgemeinen wenig und achteten sich desto mehr. So ging das einige schöne stille Junisommerwochen hin.

Die Stadt Grätz wurde von beiden Teilen tabu gehalten und zitterte für beide Teile; denn — es darf nicht gelogen werden, die Franzosen dort unten benahmen sich beinahe netter, als der einsame, harte und mürrische Hackher oben auf seinem Felsen. Beide requirierten; die Franzosen lächelten entschuldigend, Hackher jedoch befahl, als an ihn die Reihe zum Requirieren gekommen war.

Denn bald mußten die Franzosen nach Norden fort, wo ihr Kaiser alle Kräfte anstrengte. Ein stiller, scheuer Erzherzog, voll Hemmnisse im Innern und von Mißtrauen, Intrigen und Eifersucht von außen her gelähmt, hatte die große Völkerpeitsche Napoleon gepackt und für ein paar Wochen zum Plunder geworfen. Zwei kleine Männer waren das; der eine gedrungen und plebejerhaft rücksichtslos; der andere nach-

denklich, voll heiliger Scheu vor allem, was rechtens war — ein verlorenes Leuchten göttlicher Jenseitigkeit in den blauen Augen.

Nun rüstete die erstaunte und gereizte Menschenkatze gegen den stillen Nachdenklichen zum zweiten Schlage.

Denn die Tage waren es zwischen Aspern und Wagram.

— — — — — — — — — — — — — —

Vor dem Grätzer Schloßberg lag unterdessen noch General Broussier. Er hatte Hoffnung, den Felsenkegel zu erobern; er wußte sich dort oben einen Einverstandenen.

Das war ein Freiwilliger aus der Landwehr, der junge Trommler. Ein Hochverräter, des Herz so rein war, wie das irgend eines Getreuen.

Der Freiwillige hieß Ratzberger; aber sein rechter Vater hieß Ruziczkat. Der siebzehnjährige Tambour war seinem Vater von Staatswegen weggenommen worden und der Hausmeister Ratzberger hatte ihn adoptiert und mit Schlägen so lange erzogen, bis wieder Krieg

war und der verzweifelnde Junge zu den Freiwilligen entlief. Sein rechter Vater, der Jakobiner und Revolutionär Ruziczkat aber, ein Mensch aus sonderbar gemischter Rasse, der lag tief im Felsgewölbe des belagerten Berges in Eisenketten.

Er lag zwischen Tropfwasser, Spinnen und Mäusen im dumpfen Stanke der Höhlenfinsternis, weil er ein altes, vergrabenes und verschollenes Rebellenlied just und mit Absicht gerade in den Tagen neu entdeckt und in Noten gesetzt hatte, als es zum Feuerbrande werden mußte. Bisher hatten nur Zigeuner das greisgewordene Lied da und dort einem aufwichserischen Betrunkenen aus der Erinnerung vorspielen können; für das Volk war es verschollen. Er aber, Ruziczkat, er gab ihm in Wut und Weh all seinen Groll und seinen Donner zurück, dem alten, toten Liede, der Marseillaise Ungarns, dem Rakoczimarsch! Darum lag er verfaulend im Felsenloche des Grauwackensteines, der mitten in Grätz emporragt. „Die Baß-

geige" hieß das Gefängnis, wo die österreichischen Jakobiner hindämmerten, sie, die mit lächerlichen Mitteln, die kaum hingereicht hätten, den Bürgermeister eines Provinzmarktes zu stürzen, den Habsburgern das Ende der französischen Könige bereiten gewollt.

Der Musikant und Klaviermeister Ruziczkat hatte das Seine bloß mit dem einen Liede dazu beigetragen; aber er büßte zu Recht, weil dem Musikanten eine andere Politik vorgeschrieben ist, als die zufällige des nächsten Jahrdutzends. Er hat die ewige Politik Gottes zu vertreten.

Nun lag er seit sechzehn Jahren hinsterbend im Dunkel dahin und draußen ging brennenden Herzens sein namensfremder Junge herum und sagte sich, so hell und frei die Luft dort oben ihn umwehte und so grellfroh der Frühsommer leuchtete, immer wieder: „Da drinnen im Berge, da drinnen im Berge, da liegt mein Vater!"

„Da drin im Berge liegt mein Vater!"

War es so fürchterlich, wenn er leise hinzufügte: „Und da unten sind die Franzosen, die helfen ihm vielleicht heraus?"

Darum hatte Broussier einen Zettel hinuntergeschossen bekommen, daß einer oben sei, der sähe gerne die Festung in seinem Besitz.

— — — — — — — — — — — — — —

Mit brennendem Herzen ging der junge Trommler oben herum. Heiße Tage, schwüle Nächte! Er dachte und dachte nach, so daß er meinte, es dränge ihm die Schädelknochen vor Innendruck auseinander. Wenn er die Festung verrät, ist der Vater frei. Ein paar Schildwachen werden überrannt, er wird von den Franzosen fort und in Sicherheit gebracht und vielleicht ist es nur Hackher und einige Herren in Wien, die ihm fluchen. Die Kameraden werden gefangen, die Grätzer haben Ruhe...

Und von allen Menschen, die ihn in fremder Welt fortab kennen, verachtet bloß er selber sich...

Dann gibt es noch einen Weg, aber der ist

furchtbar. Denn er bringt zu der eigenen Schande noch das persönliche Opfer und die Gefahr. Den Vater befreien und doch die Festung nicht verraten. Wenn ihn Broussier unten aufnimmt, kann er einen erschreckenden Bericht über die Mittel derer dort oben geben und der Franzose wagt gar nicht zu stürmen. Aber er? Wenn er zum Feinde desertiert, Tod durch den Strang. Und der lebensfrohe Junge, der sich so unbändig nach einem Vater sehnt, nach einem einzigen, ihm guten Herzen, würgt die Luft der Sommernacht ein, als ersticke er. Schändlich gehenkt, wenn sie ihn erwischen; gehenkt, ehrlos wie ein Hund.

Aber er hat niemand andern geopfert. Bloß sich selber.

Und die junge Lebenssehnsucht ringt und windet sich in Qualen dort in der blau einsamen Felshöhe. Bald reißt es ihn, die ganze Garnison für seinen sterbenden Vater hinzuschmeißen, bald klingt in ihm das alte Lied mit seinem stolzen Endreim: „Kam'raden, — Soldaten!"

Er hat es gerne und so froh mitgesungen. Nun grübelt er über Verrat.

„O erfinderischer Gott der Herzensangst: da drinnen irgendwo im Berge, da liegt, auf den Tod, mein Vater in Eisen, das ihm die blasse Haut durchrostet!"

Oft, in der Nacht, wenn er Wache hatte und selten von unten ein Kanonenschuß gegen die Basteien schmetterte, da klopfte er die dicken Mauern ab; ob tief drinnen im Berge jemand antworten mochte? Aber alles schwieg, als seien die dort drinnen alle tot und gewesen.

Einmal, nach Johannis, war es kühl und er dachte an ein Lagerfeuer mit seinem geretteten Vater draußen in wüster freier Heide. Da fielen ihm die Zigeuner ein, mit denen sein Vater, der vogelfreie Musikant, gezogen war. Von ihnen hatte er das heillose Lied vom Rebellen Rakoczi gelernt, das er dann wie Feuer ins Ungarvolk gegossen hatte.

Und er wagte es und pfiff die verbotene Weise. Hier oben kannte sie vielleicht keiner.

Er wagte es. Erst pfiff er sie schüchtern, dann mutiger. Endlich ganz in der aufreizenden, fordernden Weise des Ungarnaturells.

Die Sommernacht schwieg.

Aber jetzt gab er nicht mehr nach. Einmal, irgend einmal mußte ihn der, unten in den Felsen, durch eines der Fensterchen hören, und sicherlich horchte er auf. Wenn dann die todbedrohte Weise immer und immer wieder zu ihm rang, dann paßte er wohl nachsinnend auf Gelegenheit — und Hoffnung kroch wieder an den dunklen Kerkerfelsen empor.

Der Junge sang, er pfiff die ersten zwei Takte immer wieder, eintönig wie ein leidenschaftlicher Vogel, der nur dieses Gesetzchen hat und kennt.

Einmal war eine feuchte Nacht. Da überkam ihn die Laune und er pfiff die alte Aufwieglerweise ganz langsam, ganz getragen und wehmütig. Er dachte an Papageno dabei, wie der in der Zauberflöte seine ansteigende Quint ganz langsam und stockend herunterbläst, ehe

er sich erhenken will. Galgenhumor! Er ging ja auch dem Strange entgegen. Aber er pfiff laut und langsam und schwermütig den ersten Takt und dann den zweiten; die Glocken schlugen aus der Stadt herauf, jeder Ton klang zitternd und feucht und auch sein Pfiff hatte eine schauerliche Wehmut.

Als die Glocken alle nacheinander ausgeschlagen hatten, da kam es irgendwo tief aus dem Berge, ebenso verzögert, müde und langsam, das verbotene Lied. —

Jeder Ton sägte durch Mark und Bein. Der junge Trommler starb beinahe vor Grauen über die Offenbarung. Denn nun begann das Schicksal. Alles war nur Gedanke gewesen bis zu dieser feuchten Nachtstunde, in der die Töne so weh vibrierten. Jetzt waren sie alle drei nah: die Tat, der Tod und die Schande.

Da drinnen, da drinnen im Berge rief sein Vater.

— — — — — — — — — — — — —

Für die Fünfhundert war das schwerste der Wachdienst. Denn der Berg mußte rundum versorgt werden; nach der Stadt zu, von welcher Seite er nach Übereinkommen nicht beschossen werden durfte, erst recht; denn da stürmte man vielleicht. So kam es, daß der junge Trommler ebenfalls mit auf Posten mußte. Er bat den Korporal, daß der ihn beim Türkenbrunnen anstellen möge. Denn von dort war das zögernde, leise Signal am deutlichsten zu vernehmen gewesen.

An dem Tage, als Jakob Ratzberger auf Posten zog und dabei eine Flinte in den Arm bekam, war es schläfrig und still auf dem Berge und unten bei den Franzosen. Aber das Land leuchtete weithin in goldener Freiheit und war so schön, daß das alte Zigeunerblut im Sohne des unruhigen Musikanten, vor Verlangen nach unbändiger Weite, nur so quirlte. Er sandte den Landstraßen, die rundum weiß in das grüne Feld hinausliefen, sehnliche Grüße zu und sagte zu den Franzosen, wenn er sie ein oder das andere

Mal tief unten Reihen kleiner Männlein bilden sah, mit liebevoller Stimme leise: „Ihr Brüder, ihr Brüder!"

Über die Brücke am Gries ritt eine lange Schar Chasseurs a cheval in ihren tiefgrünen Uniformen; er sah die roten Aufschläge dann und wann in der Sonne aufleuchten. Ein Kind hatte sich von seiner kleinen Freundin losgerissen und rannte geradezu unter die Pferde; der ganze Zug ging darüber hinweg. Angstvoll starrte der junge Trommler hinunter und sah, wie die Franzosen das Kleine gar wohl bemerkten; denn jeder lenkte sein Pferd, heruntersehend, mit besonderer Vorsicht. Aber auch nicht einen Augenblick stockte der Reiterzug. Und als er vorüber und die Brücke wieder frei war, da erhob sich das Kleine heil und frisch und rannte zu seiner erstarrten Begleiterin.

Johann Jakob sah das alles mit seinen scharfen schwarzen Augen und als alles gut vorüber und seine Herzpressung erleichtert war, dachte er lange nach über diese freundlichen

Menschen, die sein Vater so sehr geliebt hatte und nach denen alle lebhaften und lebensfreudigen Naturen hinschauten. Und dennoch Menschen, die jetzt über halb Europa dahinritten und es zermalmten. Aber das Kind war ihnen heilig. Ob sie nicht doch nur Gottes Gericht über das eine Geschlecht wären, das eben lebte?

Damit wäre Napoleon bloß eine Geißel seiner Zeit? Nicht ewig? Wie sah dann das Ewige aus, wenn der, den er heimlich anbetete, der Cäsar, nur Werkzeug war und Narr seines eigenen Schöpfers?

Ach, alle Antwort ist in der weiten Blauheit dieses Tages enthalten. Wer sich in ihr aufzulösen vermöchte, wie die kleinen Wolken zerschwammen, die von der verschneiten Koralpe her den Flug über die Ebene versuchten, der hatte das beste erreicht. Und halb gedankenlos sah er zu, wie die blauen, kleinen Menschlein da unten, nach denen er sich sehnte, allerlei hinter einer Schanze zu arbeiten hatten, die sie unterwege heut nacht aufgeworfen.

Dann, so gegen Abend, begannen die Batterien wieder zu schießen. Wieder, wie immer, splitterte der rote Backstein der Basteien und heulten die Kugeln, am weißgrauen Tonschieferfelsen des Berges abprallend, empor. Einmal aber schlug Blitz und Rauch hinter der neuen Schanze auf der Lend empor und ein seltsames Heulen sang langsam durch die Luft, in der ein hübscher gebogener Rauchschweif sichtbar wurde.

Die Franzosen hatten einen Mörser herbeigeschafft und begannen jetzt ernsthaft mit Bomben. Es wurde unheimlich auf dem Berge.

Die erste Bombe schlug in das Spital ein, damit nur ganz klar würde, daß gänzlich unglücklich sein müsse, wer Unglück hat. Dann gab es eine Pause und wieder heulte so ein rauchschwänziger Drache in Lüften. Der erschrockene Junge starrte senkrecht in den wahnwitzig blauen Sommerhimmel: genau über ihm endete das Rauchschwänzlein. Herrgott, das dicke, runde Luder fiel ihm genau auf den Kopf!

Und, wumms, war sie auch schon herunten

und schlug eine Grube in das Ziegelpflaster neben dem Türkenbrunnen, die gar nicht klein war. Dort wirbelte sie wie wahnsinnig um sich selber herum. Es war gut, daß Johann Jakob noch im Mistbubenalter steckte, wo man blitzschnell zugreift. Die damaligen Bomben hatten eine Zündlunte, die leidlich langsam abgestimmt bis in das pulverschwarze Innere hineinbrennen mußte, bis Platz und Knall kamen. So rannte der flinke Junge auf das kreiselnde, dicke Ding los, hob's empor und schmiß es in den endlos tiefen Brunnen hinein. Man kann in rasender Eile bis vierzig oder fünfzig zählen, bis ein Stein dort unten aufs Wasser schlägt. Aber die dicke gutmütige Hummel aus alten Tagen explodierte selbst in der langen Zeit nicht, in der sie den Brunnen hinunterfiel. Das weitere weiß nur mehr das dunkle eiskalte Wasser.

Ratzberger stand da, wie nach einem guten Lausejungenstreich. Er atmete tief.

Aber von der Bastei herunter riefen die Kameraden Vivat und Viktoria. Sie hatten den

zusammenschnürenden Augenblick redlich mitgemacht, als da unten die dicke Bombe kreiselte und wirbelte. Acht Zoll, also fast eine Spanne hatte sie im Durchmesser gehabt.

Die nächste Bombe fiel dicht neben den Glockenturm, die vierte und fünfte auf die Kasematten der ehemals hier Gefangenen, die beim Herannahen der Franzosen nach Ungarn gebracht worden waren. Alle, bis auf seinen Vater! Ja, jetzt wußte er, warum nur der allein noch im Innern des Felsens saß. Der das Rakoczilied wiedergefunden hatte, der allein durfte nicht ins Land der Menschen, denen ein Lied mehr gibt als alle Vernunft.

Dann kamen noch einige Treffer auf die Thomaskirche, sodann ward Abend und Ruhe.

Johann Jakob, der diese beiden Namen natürlich nach Rousseau erhalten hatte, wurde vor den Festungskommandanten gerufen. Der schlanke, dunkeläugige Zigeunerjunge stand vor einem langen, dürren Manne; der hatte falkenrunde Augen von kalter Schärfe und ein Ge-

sicht, so hart und im Profil gekrümmt, wie ein Rasiermesser.

„Na, Bub? Nein. Tambour, wie heißen Sie?"

„Johann Ratzberger, zu Befehl."

„Sie haben die Bombe gepackt und in den Brunnen geschmissen?"

„Jawohl, Herr Major."

„Wie schwer war sie?"

„Im Gewicht kann ich's nicht sagen. Im Kaliber so: alle zwei Hände voll."

Der Major drehte sich nach einem Genieleutnant um. „Wie hat so ein Zeug dann in die Kasematten durchschlagen können?"

„Verwahrlostes Mauerwerk aus dem sechzehnten Jahrhundert, Herr Major," entschuldigte der Leutnant. „Man müßte Erde aufschütten."

„Woher denn die Arbeiter nehmen?" fragte der düstere, scharfe Kommandant.

Da faßte sich Ratzberger einen Mut. „Die Gefangenen faulenzen da drunten, Herr Major,

und frische Luft und Bewegung tät ihnen gut. Die gefährlichen sind ohnedies nach Raab weg."

Einen Augenblick sah der Major den kecken jungen Kerl brennend scharf an. Nicht, weil der wußte, daß die staatsgefährlichen Jakobiner weggeschafft worden wären. Die Abflößung auf dem Murflusse war niemandem entgangen. Aber weil sich ein kleiner Kerl in das Gespräch von Offizieren mischte. Die etwas weichen braunen Augen ertrugen den stahlblauen Blick nicht. Ratzberger senkte sie, betreten und verlegen.

„Grashupfer!" drohte der Major, „bild dir nichts ein und halt's Maul. Ich werde dich zwar für die silberne Tapferkeitsmedaille eingeben. Vielleicht erster Klasse. Aber? Order parieren!"

Dann wandte er sich ganz sachlich zu seinem Adjutanten: „Übrigens, die Gefangenen sollen Erde führen, was sie können. Woher die Franzosen nur zu dem Mittelkaliber gekommen sein können?"

„Das ist bei Laibach freigeworden," hörte

Ratzberger den Genieleutnant noch sagen; dann winkte ihn ein herrschender Blick des knochenharten Kommandanten hinweg.

— — — — — — — — — — — — —

Einer von den Gefangenen war so schwach, daß man ihn nur dazu verwenden konnte, die Anzahl der emporgeführten Schubkarren zu vermerken und aufzuschreiben. In seiner Nähe stand mit anhänglichen Augen Johann Jakob Ratzberger, der junge Held aus den letzten Tagen, den man jetzt ein bißchen faulenzen ließ. Sogar die Offiziere hatten ihn auf ein Glas Wein eingeladen, gestern.

Der junge Tambour aber sah scheu den kleinen, übergesunkenen alten Mann an, den er für seinen Vater halten mußte. Er wagte nur zeitweise hinzublicken. Es war niederdrückend und es war auch gefährlich.

Gleichgültig und selten strolchte er an dem verschimmelten Moderwesen von Mensch vorbei, der aussah, als wäre er ausgewässert. Gesichtszüge, die einen Charakter verraten hätten,

waren kaum mehr da. Alles war Unterwürfigkeit, Scheu und Kriechertum. Jeder Hund hatte mehr Männlichkeit und dem jungen Trommler, der bisher ganz andere Ideale von Volksführern gehabt hatte, war elend zumute.

Lange brauchte er, bis er es vermochte, sein Stück Vorsatz überhaupt weiterzuspinnen. Er strich an dem fahlgrauen Schreiber vorbei und pfiff wieder leise den bösen, verpönten Marsch, der damals Lied genannt wurde. Müde sah der geduckte Mensch auf und das verprügelte Lauern seiner demütig gesenkten Augenlider war jammervoll unsympathisch. Der Verrat schloß vorsichtigste Bruderschaft. Aus den Augenwinkeln sah der junge Trommler zu dem verwelkten Lappen hinüber und nickte. Und, als ginge ihn nichts mehr an, was Hoffnung, Freiheit und Leben heißen mochte, senkte der kleine, alte Halbverweste seine schläfrig listigen Augen wieder auf das graue Papier, auf das er Schubkarren um Schubkarren notieren mußte.

Johann Jakob biß die Zähne aufeinander.

Am liebsten hätte er jetzt dieses wesenlose Geschöpf weiter verdämmern und verkommen lassen; nicht einmal das Herz brannte ihm. Jugend ist so sinnenfroh, daß sie gegen Krankheit, Alter, Verkrüppelung und Siechheit eine Art Haß und zorniger Abweisung empfindet.

In der Nacht aber schlief er nicht und strafte seine Seele sehr. Zuerst hatte er die ganze kleine Festung um Vaters willen verraten wollen und jetzt, da er des Volksaufwieglers, der ihm Ekel, Fremdheit und Grauen einflößte, so gar nicht stolz sein konnte, jetzt wollte er seine Kindespflicht verraten?

Er durfte nicht mehr, wie er wollte; er mußte. Er war ins Verbrechen geraten ohne Schuld. Jetzt durfte er nicht das wählen, was ihn vor dem Gesetze freisprach und im Innersten besudelte. Er mußte den Vater freimachen und sich selber samt Ehre und Leben opfern. Er wußte das. Aber es erhob ihn nicht und befreite ihn nicht, sondern eisenschwer war ihm um das junge, eitle, lebensdurstige Herz, das

eben den Weg zur Ehre aufleuchten gesehen und jetzt ein Verbrechen als Pflicht auferlegt bekommen hatte.

Mit einem Achtelschuß Pulver und einer Büchsenkugel, die für seine Muskete zu klein im Kaliber war, schoß er seinen Bericht an Broussier in ein bestimmtes Fenster der greifbar nahen Vorstadt am Graben, zwei- und dreimal, bis er die Scheiben des verschlossenen Fensters splittern sah; so wußte er gleich, daß seine Botschaft an richtige Stelle gekommen war. Seine Meldung war auf ein Stückchen Pergament geschrieben, das er um die Kugel nähte. So groß das Fenster war und so nahe, er traf es immer erst nach einigen Fehlschüssen. Manchmal hatte er qualvolle Stunden, wenn er sein Einverständnis mit dem Feinde in der Nacht in winziger Schrift, mit feingespitzter Rabenfeder, vier- oder fünfmal gleichlautend nebeneinander hinlegen mußte, wie eine Strafarbeit. Er berichtete jetzt erst, daß einer der österreichischen Jakobiner hier oben gefangen-

liege, den er befreien wollte. Ein Freund seit anderthalb Jahrzehnten, der für das süße Frankreich und dessen Ideen ebensolang hier schmachte. Den wollte er befreien, wenn der General ihm kundtun ließe, wann und wo der nächste Sturm gelaufen werden sollte. Im Trubel nächtlicher Aufregung würde er dann mit dem Opfer der Tyrannei zu denen stoßen, zu denen sie beide gehörten.

Einen Augenblick überlegte Johann Jakob noch, dann fügte er mit fester Hand die ehrliche Nachschrift zu: „Denn der Gefangene ist mein leiblicher Vater."

Dieses Geständnis mußte ihm das Vertrauen des Kommandanten gewonnen haben, denn zu Nacht wurden fünfzehn Leuchtkugeln gegen die Bastei geschossen, welche die Katz hieß, und das geschah von der Sackstraße aus. Von hier also wollten die Franzosen am fünfzehnten Juni einen Sturm gerade gegen die unersteigbar scheinende Felssteile des Berges wagen.

Am andern Tage kam Nachricht aus der

Stadt herauf, daß die Franzosen Steigeisen verlangt hätten. Ein treuer Bürger, der Pastetenwirt, stieg auf geheimen Wege allnächtlich herauf, holte die hilfsbedürftigen Verwundeten in sein Haus und brachte alle Neuigkeiten mit Gefahr seines Kopfes in die Zitadelle. So war Hackher nicht unvorbereitet, als der große Lärm losging. Aber alles, was Abwehr leisten konnte, war zwischen Uhrturm und Hoher Batterie versammelt; auf der Nordseite des Berges horchten die Wachen aufgeregt auf den Höllenlärm, der hinter ihnen an der Südwestecke los war, und merkten nicht, wie der junge Trommler an gedeckter Stelle, wo kein Feind die steilen Felsen heraufkommen konnte, ein bebendes Bündel von Menschen an seinem Seil bis nahe an das Sacktor hinunterließ, das Seil wegnahm und selber wie eine Gemse nachkletterte.

Alles, was jetzt geschehen war, schien dem Jungen, als er aufatmend unten stand, wie ein unentrinnbarer Traum. Mit einem bangen,

diebischen: „Vater, ich bin dein Sohn Hansjakob!“ hatte es vor Tagen angefangen. Und der müde Alte hatte listig seitenhin geblinzelt und nichts merken lassen. Dann ergründete der Junge durch nächtliches Pochen an den Basteimauern, wo der Konzertmeister gefangensaß. Und als die Sturmtrommeln wirbelten und die Bomben krachend in die Festung schlugen, rannte er, selber sturmschlagend, an den Kasematten vorüber, aus denen der Kerkermeister heraussah, derselbe, der ihn geschlagen. Und der junge Tambour hatte die Flinte von der Schulter gerissen und den boshaften Peiniger niedergeschossen. Langhin war der alte Mann gefallen und niemand hatte in dem Krachen und Splittern der einschlagenden Bomben Mord und Einbruch bemerkt. Mit den Schlüsseln, die der Trommler dem Profosen abnahm, öffnete er rasch die leeren Zellen, eine nach der andern. Zuletzt fand er den Vater, zerstreut, angstvoll und dermaßen zittrig, daß er ihn halb tragen mußte.

„Vater, mein Vater!“

„Geschwind, uſe! Geschwind, sie erwischen uns!“

Das waren ihre Worte gewesen; das war das Wiedersehen gewesen mit dem angebeteten Gotte seiner ganzen Bubenträume. —

Den anrufenden feindlichen Wachen antwortete Ratzberger in reinem Französisch, das er viel besser sprach als sein Vater, der in diesen gefährlichen Stunden alles teilnahmslos mit sich geschehen lassen hatte. Befreiung, Anseilen, Abstieg. Es hatte kaum ein sachliches, hastiges Befehlswort des verzweifelten Jungen gegeben.

„Einen Revolutionär und Franzosen hatten Sie mir versprochen,“ sagte der General geringschätzig, „und Sie bringen mir eine halbe Leiche. Wohlan, so geben Sie wenigstens genau Nachricht, wie es da oben steht. Für den armen Menschen will ich sorgen, daß er über die Tiroler Grenze nach Bayern geschafft wird. Sie treten bei uns ein?“

„Ja,“ hatte Ratzberger mit zusammengebisse-

nen Zähnen gesagt. Er hatte eine feurige, brüderliche Aufnahme bei dem edlen Franken erwartet. Er wurde abgetan wie etwas ganz Unwesentliches und durchaus nicht Achtenswertes.

So machte es ihm wenigstens Genugtuung, den unterdrückten leisen Fluch Broussiers zu hören, als er log, daß die Garnison des Berges in gutem Stande und überreichlich versorgt wäre.

Hinter ihm brüllte der Berg in Feuer und Eisen, schrie der Sturmruf der Franzosen, juchzten übermütige Kameraden, die lachend und leicht den Versuch abschlugen. Siegreich stand der Felskegel in den Sommermorgenhimmel hinein, als Vater und Sohn auf einem französischen Trainfuhrwerk nach Norden abgeschoben wurden. In Bruck war ihnen ein Tag zum Abschiednehmen bewilligt; dann mußte der alte Ruzciczkat westwärts in die Rheinbundsländer („où il attendrera son sort futur", hieß es in der Order), und Jean Jacques Ruzciczkat, wie der junge Tambour von jetzt ab hieß, bekam einen ganz neuen Militärpaß, der ihn vor den Kriegs-

artikeln schützen sollte und wurde zu den Württembergern abgeschoben, die Napoleon gegen Erzherzog Karl heranzog.

Einen ganzen Tag lang saßen Vater und Sohn nebeneinander auf dem Stroh des Fleischerwagens, auf dem sie gegen Bruck fuhren. Der Alte aß die ganze Zeit, dem Jungen war wirr und übel zumute. Er wußte kaum, was geschehen war; so unklar war ihm selber die eigene Tat. Nur daß ihm fortan alle Übersicht und Besinnlichkeit des eigenen Lebens genommen worden war, das fühlte er. „Gott bewahre jeden Menschen vor dem Augenblick, da er selber aufhört, sein eigen zu sein," dachte er immer wieder. Er wußte, er war fortan entwurzelt, und, andern Kräften als den seinen, willenlos hingeworfen wie ein Abstürzender, dem die Kraft geschwunden ist, sich anzuklammern.

Er ließ sich stürzen, wußte das und wollte es gar nicht anders mehr.

Wie hatte er gefiebert, wenn er von dem Augenblick träumte, wo er den abgezehrten Feuer-

geist, seinen Rebellenvater in die Arme schließen würde! Den Phönix des Rakoczimarsches! Den Gegenpol eines Kaisers und Königs, den Satan Österreichs und Ungarns. Jetzt fragte ihn ein ganz verschüchteter Mensch zögernd und verlegen aus, was aus der Mutter geworden sei, ehe sie verstarb und sagte wehmütig, aber verlogen: „O seh," als der Sohn herausstieß: „Der Kummer und die Schande haben sie in einem Jahr umgebracht." Wie es ihm bei seinem neuen Lehrherrn und Adoptivvater ergangen sei? Wie das Essen war? „Na also, da hast es ja eh' sehr gut g'habt."

„Gut?! Ohne Vatersnamen, ohne Achtung, ohne Herzensruh als immer das Wühlen, er lebt noch, tief im Felsen bei Molch und Kröten?"

„Aber, sixt es no net ein, wie gut du's g'habt hast? Im Vergleich gegen mich?"

Der Alte war vollkommen verloren und kaum Mensch mehr zu nennen. Sein Sohn machte ihn auf den blauen Himmel aufmerksam, auf

die Bergluft, auf den Tannenduft. „Vater! Überkommt dich nicht ein Glücksrausch? Ein Freiheitsrasen ohnegleichen? Der Wind, der freie Zigeunerwind deiner jungen Tage zerrt wieder an deinen Kleidern, komm mit, sagt er, du bist fessellos! Vater, du bist ja noch nicht alt! Sechsundvierzig! Zwanzig Mannesjahre hast du noch vor dir und dann zwanzig stille, ausruhende Jahre voll leuchtender Besinnlichkeit! Denk dir, hundert Jahre Kerker haben sie dir zugedonnert und nach sechzehn Jahren fährst du frei wie ein Wandervogel in dein Französisches hinein. He, Vaterl!"

„Ja, ja, es is' ganz schön, ganz schön. Sehr schön is' es; i' sag's ja selber, — du, aber die Wurst, die mußt erst probieren. Glaubst, das is' gar nix, sechzehn Jahr ka' frische Wurst kriegt haben?"

Ganz tapsig, etwas weinerlich, aber nur wegen der Ungewißheit seines ferneren Weges, nahm der Alte von seinem Sohne zu Bruck Abschied. Der marschierte mit einem bunten

Troß Rekruten aller Völker und Sprachen an der Mürz nach Norden weiter, zerschlagen von dem Ereignis, das so heroisch empfunden und so überflüssig ausgefallen war. Ob dies ungefährlich gewordene Leben in einem Armenhaus weiter verdumpfte oder zu leichten Gefangenendiensten am Schloßberge zu Grätz verwendet wurde, was war da viel um?

Er aber hatte alles verloren. Sterben gehen, das war jetzt noch abzutun; weiter nichts.

— — — — — — — — — — — — —

Und doch erhob ihn dieses Leben noch einmal hoch, bis nahe an die Größten seiner Tage, und bis tief zur Erkenntnis seiner Zeit, nachdem er so elenden Bankerott erlitten hatte an dem, dem er Leben, Glut und heißes Herzblut verdankte.

Das war zu Nacht auf der Insel Lobau, als Napoleon einen ganz sicheren Mann suchte, der ihm einen Parlamentär begleiten mußte ins österreichische Lager. Gut Französisch mußte er verstehen, und besser noch Deutsch sprechen. Das konnte mancher von den Württembergern; aber

diese Kerle gingen gerne zu den Österreichern über, und gerade die Mission von heute war tödlich heikel. Da erfuhr der Kaiser der Franzosen von dem jungen Jakobiner, der seinen Vater befreit hatte. Dem stand der Tod zu, er war der einzige, der wiederkehren mußte; ob er wollte oder nicht.

„Lassen Sie den Mann rufen," sagte Napoleon.

Sommersonnwend war vorüber. Die Stechmücken summten in der schwülen Nacht; vom Nordufer der Insel her kam das Schüttern und Stampfen rastloser Arbeit. Napoleon schlug zwanzig Brücken auf einmal über den Strom und die halbe Armee arbeitete dröhnend an der neuen Offensive. Rötlich von Fackeln waren Strom und nächtige Au, alles lebte geheimnisvoll, wie in einem Fiebertraum und die Pferde wieherten unausgesetzt oder schnaubten ob der Mückenqual.

Auf einem Biberhaufen saß der kleine Kaiser und gab seinem Offizier leise und bestimmt die

Instruktionen. „Sie suchen den Obersten der Szekler Husaren unter allen Umständen auf. Übrigens habe ich Grund, anzunehmen, daß er, gerade er Sie bei den Vorposten erwarten wird, um Sie selbst zum Erzherzog zu führen. Wenn Sie die Unterhandlungen scheinbar wegen des Austausches der Gefangenen führen, vergessen Sie nie, daß Sie der Mann sind, der eine Kaiserkrone und eine Königskrone in Händen hat. Die Königskrone zeigen Sie dem ungarischen Obersten für seinen Oheim. Die Kaiserkrone dem Erzherzog. Er hat sie vor fünf Jahren ausgeschlagen. Er hat Schande und Undank dafür erhalten und zum Verbrechen ist ihm geworden, daß man sie ihm überhaupt angetragen hat. Er wird sie nicht mehr ausschlagen. Hallo, wer ist hier?"

Schnell wie eine Katze hatte sich der kleine Kaiser herumgedreht, denn er hörte schweres Atmen hinter sich.

„Euer Majestät untertänigst ergebener Jean Jacques Ruziczkat steht zu Befehl."

„Sie haben gehört? — — Gut. Ihr Kopf steckt ohnedies in der Schlinge. Sie sind der Jakobiner? Der Sohn des Mannes, der den Magyaren ihre Marseillaise wiedergab, den Marsch von Rakoczi?"

„Zu Befehl, Majestät."

„Sie werden Ihren Kapitän da in keiner Weise verlassen und ihn durch dick und dünn bringen; Sie sind bei vollem Bewußtsein, um was es geht, Sergeant!"

„Sergeant" hatte der Kaiser gesagt!

„Oh, Majestät!"

„Wenn Sie erfolgreich zurückkommen, werden Sie noch besser belohnt werden. Jetzt warten Sie dort bei der Schanze, bis man Sie ruft."

Jean Jacques trat zurück. Ihm schwindelte. Mit siebzehn Jahren von ihm, von Napoleon, persönlich zum Sergeanten ernannt! Kameraden traten zu ihm; er stammelte ganz verwirrt von seinem Glück. Da nötigte ein alter Unteroffizier ihm seine eigenen Tressen auf. „Du mußt

doch vor den Österreichern als Sergeant dastehen, wenn du es schon bist. Wenn du aber zurückkommst, du, und es gibt kein Faß Wein —! Still; der kleine Korporal sieht her."

Einen Augenblick nur blitzte Napoleon herüber und die neuen Kameraden schlichen nach allen Seiten auseinander. Fortab stand der junge Unteroffizier verlassen da und wartete, wartete wohl eine Stunde in der Nähe des Kaisers, der immer noch sprach. Bei jedem Punkte, den er betonte, schlug Napoleon mit einem kleinen Fernglase den Offizier kurz und hart an die Brust, als nagelte er ihm den Befehl ins Herz hinein. Dann eine kurzes: „en avant".

Für den Sergeanten hatte er ein Kopfnicken; dann trabten beide über die Brücke, den österreichischen Vorposten ins Marchfeld entgegen.

— — — — — — — — — — — — —

Hinter ihnen donnerten noch die Rammen an den Piloten des Brückenschlages aus weiter Ferne, vor ihnen war alles träumerisch und

still. Die Johannisnacht glühte, versunken in ihr eigenes stillbrünstiges Feuer.

Der junge württembergische Offizier begann zu sprechen. „Junge," sagte er, „wissen Sie, daß Sie ein Glückskind sind? Kaum zur Armee gekommen und schon einen Auftrag wie diesen! Eingeweiht; wissen Sie, was das bedeutet? Daß Sie eine schwere Last zu tragen haben. Daß Sie schweigen müssen wie ein Grab, — um geschmückt zu werden wie ein Grab."

Der junge Sergeant ritt wie im Traume dahin. All dieses war wie unwirklich. Vor wenigen Tagen hatte er um seines Vaters willen gemordet und verraten. Heute ritt er in Ehren dahin, in gefährlichen Ehren. Zwei Kronen trugen sie unsichtbar an ihren Satteltaschen; die beiden ehrwürdigsten und heiligsten Kronen der Erde. Die eine hatte Karl der Große getragen; heute sollte sie dem andern großen Karl angeboten werden. Die andere war jene des heiligen Stephan. — Jean Jacques zweifelte keinen Augenblick, daß der flinke, kleine und

fürchterliche Räuber aus Korsika über sie zu gebieten und sie zu vergeben hätte, über die beiden Kronen, die jetzt alle beide, geflüchtet, auf brokatenem Kissen in der Ofener Burg schwere Träume träumten in trugvoller Sicherheit.

„Seltsam ist das," begann der junge Offizier wieder; „seltsam. Hinter uns arbeitet die unbändige Kraft des neuen Kaisers, des Cäsars; noch hört man ganz schwach das Getümmel und Stoßen. Vor uns rührt sich nichts. Schlafen die? Warten sie? Sind sie gelähmt? Sind sie so sicher? — Gleichviel; der Imperator wird wie ein Ungewitter über sie kommen."

Der württembergische Offizier war jung; wie ein Kind im Dunklen singt, so hatte es ihm die Rede herausgezwungen. Jetzt fiel ihm die Schweigsamkeit des neuernannten jungen Sergeanten auf und er schämte sich. Fortan ritt auch er wortlos weiter in der leuchtenden Johannisnacht, die immer stiller wurde an menschlichen Lauten und immer lauter von Grillengezirpe und Froschgequatter. Dann und wann

planschten die Pferde durch Wasser. Endlich wurden sie angerufen und der Offizier gab sich aufatmend als Parlamentär in eigener Sache des Kaisers der Franzosen zu erkennen.

Die Vedette alarmierte durch Zuruf die Feldwache. Ein Offizier kam herüber, ernst, mißtrauisch, sachlich. Fürs erste gebot er abzusitzen und verband den beiden die Augen. Lange Zeit warteten sie dann, in dem zitternden Gesinge der Sommernacht, deren kleine Welt sich nicht das mindeste um Napoleon und Krieg scherte. Große Fest- und Hochzeitnacht war. Endlich kam das eilige Schlagen von Pferdehufen dahergesplittert; man hörte bald Kies und Steine fliegen und ein Mann fragte mit der unverkennbaren Betonung des Ungarn: „Was sind das für Leute?"

„Habe noch nicht gefragt, Herr Oberst."

„Kapitänleutnant Lamotte und ein Sergeant, beide von den württembergischen reitenden Jägern," sagte der Leutnant. „Direkte Botschaft von Seiner Majestät dem Kaiser der

Franzosen an den Generalissimus Erzherzog Karl."

„In welcher Sache?"

„Austausch von kriegsgefangenen Generalen."

„So, so, ja; ich bin unterrichtet. Herr Leutnant, vier Mann Bedeckung von meinen Husaren."

Eine ganze Weile war schweigende Nacht um die Gruppe. Dann trappelten die Husarenpferde heran.

„Je zwei Mann nehmen einen der beiden Herren da in die Mitte," befahl der Oberst in magyarischer Sprache. „Die Zügel festhalten, gut führen."

Dann ging der Ritt weiter, im Schritt und dann und wann in kurzem Trab, so daß der junge Sergeant, der kein guter Reiter war, sich kaum im Sattel zu erhalten vermochte. Hellauf lachten die lustigen Husaren.

Der Sergeant blieb immer weiter zurück und hatte mit seinem Gleichgewicht so viel zu schaffen, daß er kaum bemerkte, wie vor ihm

ein Gespräch in französischer Sprache begann. Dann und wann fing er durch Zufall ein Wort auf.

„Nein, meine Szekler verstehen uns nicht.“ Von da an ein langes, leises Gespräch.

Dann der Württemberger erregt: „Wenn sich aber die ganze Nation auf dem Felde Rákos versammelt? Wenn diese ganze Nation nur einen Zuruf und eine Stimme hat?“

„Rakoczi war von Gnaden Ludwigs des Vierzehnten. Soll abermals ein ungarischer König diesen Zuruf und die Stimme einem Arrangement Frankreichs verdanken?“

„Die Königskronen von Bayern, Württemberg und andern Ländern werden wohl die des heiligen Stephan decken!“

Dem Ungarn entfuhr ein unwilliger Laut. Dann mahnte der Württemberger und fortan wurde das Gespräch wieder leiser. Zuletzt hörte man das Trappeln der Pferde kaum mehr auf dem weichen Boden einer großen Wiese. Es mochte gegen Morgen gehen, denn die Nacht

war gänzlich stille geworden. Jetzt schliefen sogar die Raubtiere.

Und da begann irgendetwas in der Ferne zu singen; wunderbar sang es. Und es sang in ganz weiten, großen Akkorden. Ein kühler Luftzug wehte, und die ferne Harmonie, von der der leise Wind unbestimmbare Takte herübertrug, war so kühl und ferneher, wie dieser Osthauch. Beide ließen eine Sonne ahnen und einen Tag, der sehr rein und schaurig begann.

Der Musikantensohn überlegte. Wo hatte er diese Akkorde gehört? Das war kirchentonal. Ganz alter, strenger Satz. Deutscher Protestantismus. Ah: Freilich, Bach! Aber das kam aus dem österreichischen Lager?

Leise stapften die Pferde durch den weichen Wiesengrund weiter. Und immer näher wurden die nachdenklichen, gottergebenen Töne. Schon einigten sie sich zu geschlossenem Choral; es kamen strenge Engführungen. Ein Klavier war es, das so in die Nacht hinein Trost und Fassung sprach.

Die Reiter mußten dem österreichischen Lager ganz nahe sein. Sie waren um dieses im Bogen herumgeritten und hinter ihm. Denn der Weg hatte die halbe Nacht gedauert. Und solche Stille? Und nichts, als ein wenig ernste, strenge Musik?

Der Sergeant hörte seinen Offizier vorne übermütig und laut ausrufen: „Hier schläft ja sonst alles? Und wer in Österreich nicht schläft, macht Musik!"

Dann ging der Ritt noch eine kurze Weile weiter. Die alte Weise wurde immer deutlicher und ging unbekümmert weiter, auch als die Reiter anhielten und den beiden Parlamentären die Binde von den Augen nahmen.

Steif und müde saßen beide ab und sahen sich um. Es war noch tiefe Nacht und der Ritt schien nur so lange gedauert zu haben. Feierlich ging, nahe von ihnen, der alte Choral weiter. „Kommen Sie, meine Herren," sagte der Oberst.

„Das ist seltsam," sagte leise der württembergische Jägeroffizier.

„Mir ist auch alles wie im Traum, Herr Kapitänleutnant," gestand Hansjakob. Und beide schritten mit dem Obersten im leisen Klirren ihrer Sporen auf ein großes Zelt zu, aus dem die strenge, alte Musik kam. Der Oberst schlug das Türblatt beiseite, schritt mit ihnen durch den Vorraum und winkte einem Diener, zu dem er ein paar Worte sprach. Der verschwand im andern Zeltabteil, aber die schwere, an Gott mahnende Musik ging unberührt weiter, wie die Sphärenharmonie; trotz Napoleon und seiner Ungeduld.

Der ungarische Oberst stand, hatte die Hände gefaltet und sah aus wie ein Kind in der Kirche. Sogar die tiefen Säbelhiebe, die der alte Haudegen kreuz und quer übers Antlitz hatte, zogen sich wie Sorgenfalten zusammen und andächtig und demütig war das ganze, sonst kecke Gesicht.

Ein seltsames Antichambrieren, wahrlich, da, in der Lagernacht! Und dennoch hatte all das etwas so unsagbar Beruhigendes, als gäbe es

keinen Krieg, als wäre Napoleon unwesentlich und einstweilig und als wären die Worte jener Kunst, von der gesagt worden ist, daß sie die einzige sei, der ein moralischer Wille fehle, Gottes unübersetzbare Sprache.

Der Szekleroberst stand immer noch wie in der Kirche; das Warten schien ihm Wonne und Andacht zu sein. Der Württemberger fieberte vor Unruhe und Zorn über die Behandlung, die ihm, dem Abgesandten des Welteroberers, zuteil wurde, hier! Überschätzte man denn dieses Versuchsgefecht von Aspern!?

Nach einer Weile hörte das Spiel auf. Bis zum Ende war der fugierte Satz gekommen; so viel wußte der junge Sergeant. Dann kamen Schritte näher, die Zeltleinwand teilte sich: „Entrez, Messieurs!“

Das galt den beiden Herren Offizieren. Schweigend verneigte sich der junge Sergeant vor dem kleinen und schmächtig aussehenden Generalissimus des österreichischen Heeres, der in seinem weißen Waffenrock wie ein huschender

Geist kam und verschwinden wollte. Aber einen Augenblick hielt der Erzherzog inne und sah den Sergeanten an, dem der liebe, ruhige Blick dieser traumblauen Augen das ganze Innere zerriß. In französischer Sprache redete der kaiserliche Prinz den jungen Ruziczkat an: „Sie sind wohl hungrig und müde?"

„Votre altesse imperiale: n'en rien!" Ruziczkat antwortete seinem eigenen Prinzen französisch. Eine Sturmwelle von roter Hitze stieg ihm ins Gesicht; er wußte, das war jetzt nicht mehr Trotz. Das war Furcht gewesen, daß er die fremde Sprache gebrauchte und zum ersten Male kam er sich wie ein Judas vor. Die verlassene Festung, der erschossene Profoß und Quälgeist, der erbärmliche Vater, für den er Ehre, Herzensruhe und Leben weggeworfen hatte, — immer war er in Recht und Notwehr gegen eine Welt von Fremden und Feinden gewesen! Jetzt, dieser Prinz, der ihn so lieb fragte, ob er seinen Hunger stillen könnte, dem war er Schuldner geworden.

Der Erzherzog sah den jungen Menschen, dessen hastige Ablehnung er für trotzige Strammheit hielt, freundlich an: „Es wird Ihnen keine Schande machen, mein Gast gewesen zu sein," sagte er lächelnd. „Verlangen Sie nur wenn Sie etwas wollen; die Verhandlung könnte lange dauern."

Dann fiel das Zeltblatt zu und der Sergeant hörte die Stimme des Erzherzogs weiter: „Na, lieber Oberst, warum haben Sie mir denn nicht dringende Meldung gemacht?"

„Kaiserliche Hoheit," hörte man den Ungarn sagen, „ich bin dem Herrn von den Württembergern da eine große Abbitte schuldig. Aber, kaiserliche Hoheit, und Sie, Herr Kapitänleutnant! Den ganzen Winter war ich auf einer Tanya mit gebrochenem Fuß; dann im Frühjahr ist der Krieg gekommen: kein Brotbrösel Musik! Bissel türkischer Lärm, ja! Aber was Schönes? Nein, gar nix! Bin ich halt stehen geblieben und hab mir gedacht: Hast so lang keine schöne Musik gehört, alter Soldat! Ist grad recht.

Soll dir jetzt kaiserliche Hoheit selber vorspielen!"

Der Erzherzog lachte leise. „Wartens, alter Sünder, kennens das?" fragte er. Und jetzt kam eine traurige ungarische Weise, schön und fern, wie die Ebene, die so groß und reich ist, wie Gottes des Allmächtigen Tisch. Und dann das „fris" eines Tanzes, ganz reizend gespielt; nicht wild; eher schalkhaft, wie eine kleine Neckerei.

„Jaj, jaj, kaiserliche Hoheit," rief drinnen der Oberst lachend.

„Jetzt wartens aber," hörte man den Erzherzog.

Und dann zog sich dem armen Ruziczkat das Herz vor Schreck zusammen, als wäre eine ausbündige Donnerwolke für ihn bereit. Denn drinnen donnerte der Erzherzog den Rakoczimarsch los! Er spielte ihn mit solcher Leidenschaft und solch aufwiegelnder Kraft, daß der Sergeant glaubte, das Zelt des Generalissimus fange an zu brennen und Österreich mit ihm!

Der Aufruhr der Zigeunerweise war zu Ende; freundlich sprach die liebe Stimme des Erzherzogs: „Fein, Oberst, was?! Ja, der Rakoczimarsch! Den vergeßts mir nur nicht, ihr braven Szekler! Er hat all eure Kraft und Schönheit in sich, und alle eure Kindereien, ohne die wir euch gar nicht haben möchten, ihr Prachtkerle! Na, verzeihens, Herr Kapitänleutnant, jetzt reden wir ernst weiter."

— — — — — — — — — — — — —

Manchmal war das Gespräch etwas lauter geworden. Aber niemals war der Szekleroberst mit einem Worte zu vernehmen gewesen. Nur der Erzherzog sprach vernehmlich. „Herr! Halten Sie mich für einen Emporkömmling? Gar von Gnaden eines andern? Wenn Ihr Kaiser für sich selber nicht verstehen kann, daß niemand höher emporkommt, als er in seinem eigenen Herzen kann, so sollte er schon mich so weit einschätzen gelernt haben. Damals in Bruck an der Leitha, als er mir den bereitgestellten Ehrendegen

nicht gab und mich einen Narren nannte. Ich hab' ihm gesagt, daß ein Narr nur ist, wer der Narr anderer ist, oder der Narr äußerer Verhältnisse!"

Dann traten die beiden Herren in den Vorraum. Der württembergische Offizier war ganz blaß. Er wendete bittende Augen zum ungarischen Obersten: „Herr Graf?" sprach er mahnend.

Da sagte ihm der Oberst und wies ins Innere des Zeltes: „Und wenn uns der Kaiser auch nie verstehen will, können wir solch einen Herrn verraten?! Ist der nicht für unser Herz alles, was Kaiser und König bedeuten? Die Händ' hätt ich ihm küssen mögen, ich alter Kerl, daß er mir den Rakoczimarsch gespielt hat! Und die Händ' möcht ich ihm küssen, daß er so heilig ist und so rein! Jetzt weiß ich, was Ehr und Treu ist, Herr Kapitänleutnant, und Ihren Kaiser, den lassen alle Karolyis miteinander schön grüßen!"

— — — — — — — — — — — — —

Die Gesandten des Cäsars wurden mit allen Ehren, aber sehr schweigsam an die Donau zurückgeführt. Und von weitem schon hörte man das Keuchen des Napoleonischen Willens. Die Pferde stampften, die Rammklötze donnerten.

Zwanzig Brücken wurden über die Donau geschlagen.

— — — — — — — — — — — — —

„Nun, Kapitänleutnant, wie war der Erzherzog?"

„Sire, es ist eine ganz wunderbare Stille dort drüben, besonders, wenn man von den Energien kommt, die hier donnern. Der Erzherzog saß in der Sommernacht, als könnte nichts geschehen, am Klavier und spielte alte Kirchenmusik."

Napoleon stutzte einen Augenblick. „Das gefiel Ihnen wohl, Sie Deutscher?"

„Es war eigenartig; die tiefe Geistesruhe des Generalissimus hat etwas, das uns beengen könnte."

„Uns! Was für ein Wort unterstehen Sie sich? Ich sage Ihnen: Eben weil er Musik macht, deshalb werde ich ihn schlagen. Weiter: Daß er nicht Kaiser werden will, kann ich mir denken. Ich will ihn auch nur diskreditieren vor seinem Bruder. Und der Husarenoberst?"

„Dem hat der Erzherzog das ungarische Leiblied vorgespielt; das hat genügt, ihn toll verliebt in seinen Feldmarschall zu machen. Er hat meine Vorstellungen mit einer despektierlichen Äußerung über Eure Majestät zurückgewiesen."

„Es ist gut, Kapitänleutnant. Ich vergaß, daß bei den Ungarn der Zigeuner mehr zu sagen hat, als — — Es ist gut. Gehen Sie."

— — — — — — — — — — — — —

Lange Zeit mußte der neuernannte Sergeant in dieser Nacht mit den Kameraden trinken; endlich gelang es ihm, sich zur Seite zu stehlen und er ging an den großen österreichischen Strom

hinunter. Zwei Gewaltige hatte er heute gesehen. Einen Gebietenden, Wildbegehrenden, und einen, der gar nichts begehrte, als seine Pflicht zu tun und Mensch zu sein; und das heißt, mehr reiner Geist als Tier. Der eine war Naturkraft, der andere Gottes Ordnung. Wem wollte er lieber dienen?

Und ein ungeheures Heimweh nach dem Zelte des stillen Erzherzogs mit den gütig leuchtenden Augen zerrte an seinem Herzen. „Österreich! Österreich! Du bedarfst ja nichts, als eines reinen Führers, und du bist die Harmonie, der Wohllaut, das Paradies!"

Seinen Vater hatte er verloren, als er ihn für die helle Luft gerettet hatte. Gewonnen aber hatte er das zehrende, durchflammende Fressen eines sehnsüchtigen Herzens. Eine hoffnungslose Liebe war und blieb es; aber eine Liebe war es dennoch. Daß sie unerfüllbar bleiben mußte, war wie ein Feuer, welches reinigt.

— — — — — — — — — — — —

Dann kam der Tag von Wagram, wo der Erzherzog mit seinen Österreichern dem großen Schlachtenraubtier nur in einem Zahlenverhältnis der Heere wie zwei zu drei gegenüberstand und ihm fünfzehnmal mehr Adler und Kanonen entriß, als er selber verlor. Der Tag von Wagram, da zum zweiten Male der vernichtende Sieg den Cäsar verließ und er schwerkeuchend und gelähmt stehen bleiben mußte, um die Österreicher in stolzer Ordnung langsam rückmarschieren zu sehen. Der Tag nach vielen Nächten, wo der Emporgekommene über die stille Gelassenheit der Bachschen Fuge nachsann, die der Erzherzog gespielt, während er selber zwanzig Brücken schlug. Und mit all diesem Ungestüm und dieser Überkraft vermochte er den stillen Nachdenklichen nur ganz wenig aus jenem Felde abzudrücken, das bisher das seine allein gewesen war auf Erden: das Schlachtfeld!

Ungarns war er nahezu sicher gewesen. Ein einziges Lied hatte es wieder an Österreich gebracht.

Nur ein Lied! Österreich sang, und es folgte ihm die wilde Kraft.

Nur ein Lied! Alles Gerassel erstirbt; das Lied ist unvertilgbar.

Und der kluge Gewalttäter sann, ob man das Lied nicht zum Verbündeten haben könnte. Vielleicht durch eine Heirat in diese Familie mit ihrer stillen, gottgewollten Sicherheit?

Am Schlachtfelde von Wagram lagen nebeneinander still und erkaltend der junge Kapitänleutnant und der Sergeant von den reitenden Jägern, den der Württemberger zu seinem Ordonnanzunteroffizier gemacht hatte. In den offenen Augen des toten Jean Jacques und auf seinen Zügen lag es noch wie ein riesiges Erstaunen. Er hatte seinen Offizier retten wollen, als dieser fiel, und er hatte bemerkt, daß die Kugeln, die dem Kapitänleutnant und ihm selber zugesandt wurden, gar nicht von seiten der Österreicher kamen! Er sah die Österreicher jubelnd die Dutzende französischer Adler schwenken, als sie, ein Staffel nach dem andern, sich zurück-

zogen. Sie feuerten nur gegen nachdrängende Kavallerie, die sie in Schreck und Ehrfurcht bannten.

Die Kugel, die ihn selber getroffen hatte, war von anderswoher gekommen und auf seinem toten Gesichte lag, neben dem Staunen der Augen ein verkniffenes Nachdenken des Mundes.

Er wußte viel... Aber er wußte noch nicht, daß bei Napoleon nie lange die lebten, — die zu viel wußten...

Tulipanen und braune Strümpfe

Eine Idylle

Mein Geburtshaus war im Jahre 1793 gebaut worden. Da man in Grätz damals nur in jeglichem Lustrum ein Haus aufschachtelte, so ward es vier Jahre später als letzte Neuheit der Stadt zum Hauptquartier des Feldherrn einer durchmarschierenden Armee Franzosen ausersehen. Dieser Feldherr, damals ein blutjunger General, ließ sich eine hübsche kleine Näherin bringen, und so kam es, daß ich in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als Kind die Gnade genoß, einen uralten und sehr wunderlichen Sohn Napoleons in desselben Hauses oberster Mansardenwohnung umherpoltern zu sehen, in dessen Prunksälen er entstanden war.

Der alte Rouleauxmaler Sebastian Valentin Krumm! Künstlernatur! Traumhaft war er und wunderlich; er stammelte im Zorn, zerbrach in gewaltsamen Augenblicken Porzellan und warf seinen Hut auf die Erde. Aber sie erbebte dar-

über nicht, trotz der überraschenden Ähnlichkeit mit väterlichen Gewohnheiten.

Wenn der alte Krumm erdbebenfreie Zeiten hatte, war er gemütlich und erzählte im Wirtshause „zum wilden Mann" behagliche Erinnerungen. Eine davon will ich ihm nachtragen. Sie ist unglaublich zahm, aber das ist eben das Rührende an ihr, daß ein Sohn Napoleons sie mit Rührung erzählte.

Am Jakominiplatz war die alte Apotheke „zur Sonne", die hatte, wie die ganze liebe, unter breiten Vordächern großmutterhaft ausguckende Zeile niederer Häuser ihren Garten bis an den Stadtgraben und die alte Bastei hin. Das waren dieselben Glacis, aus denen der treffliche Erzherzog Johann nach ihrer Sprengung durch die Franzosen einen botanischen Garten machte, schön, wie ein lieber, alter Traum. Irgendeine Erwerbsbestie hat ihn schon zerstört.

Aber bleiben wir in der alten Zeit, da im botanischen Garten Türkenbund und Orchideen und in den Bürgergärten, die daran

stießen, teuer gezüchtete holländische Tulipanen blühten.

Die Apotheke „zur Sonne" gehörte damals dem Junggesellen Erasmus Zyppel, von dem zu sagen ist, daß er seines trefflichen Vaters seelischer Erbe und seiner Mutter wohlerzogener Sohn auch dann noch blieb, als beide tot waren. Des Vaters Erbe bestand in der Gewohnheit, ein goldperlengesticktes Hauskäppchen und einen Schlafrock schon in jungen Jahren zu tragen und dazu die ebenfalls in der Familie erblichen Tulpenzwiebel zu vermehren und zu züchten, der Mutter Erbe war vorsorgliche, feinste Zurückgehaltenheit mit einer gewissen Innenbemalung von poetischen Wünschen.

Also denn Junggesell.

Nun, Gefahren waren freilich dagewesen!

Auf die alte Bastei hinaus ging gegenüber nämlich des Rittmeisters Garten und die schönsten Nußbäume hingen vom eisernen Tor an den Stadtgraben entlang herüber, so daß einige ihrer Früchte bis in den äußersten Zwickel von

Herrn Erasmus Zyppels spitzem Gärtlein fielen, wenn der Herbst sie herunterstürmte.

Einmal war wieder Herbst und die Nußbäume waren keine grüne Verwogenheit mehr, sondern nur ein braun-goldenes Rippenwerk vor allerblauestem Himmel; — von der Tiefe des Zyppelschen Gartens betrachtet. Da ging Herr Zyppel die holden Nüsse suchen, die der Herbstwind aus fremdem Garten und überhängenden Zweigen auf seinen Grund warf, wie alle Jahr.

Wie er aber so herankam, da war in den Nußbäumen über der alten Bastei eine bewegliche weiße Gestalt, vor der er sich gar nicht verbarg, weil er dachte, das Weiße oben in den Baumästen könne und dürfe nur weiße Wäsche sein.

Es war aber die wilde und biegsame Rittmeisterstochter. Sie hatte so leichte, weiße Schuhe, daß sich über den Ästen, auf denen sie stand, die Sohlen herumbogen und sich mit der ansaugenden Weichheit von Katzenpfoten um die Äste zu schließen schienen. Das dunkel-

häutige Mädel, das trotz der weißen Kleider auf Nußbäume geklettert war, kümmerte sich um den kleinen scheuen Philister gar nicht, der unter ihr in trockenen Johannisbeerstauden erstarrend unterduckte. Sie ging wie ein weißblühendes Kunstreiterkind auf den Ästen in die zum Zyppelschen Besitz gehörige Luft hinein und holte sich möglichst viele von den Nüssen, die sonst der nächste Wind dem Schlafrock hinuntergeworfen haben würde. Das war einen Sturz in die Tiefe wert; aber ans Stürzen dachte sie nicht. Nur, daß man einem Philister wegnehmen müsse, was immer auf Erden lustig sei.

Erasmus duckte sich und warf nur alle zwanzig Sekunden einen Blick nach oben, denn der Luxus, den die dort im Nußbaum trieb, war unerhört in jenen stillen, sparsamen Tagen. Das Mädel hatte die feinsten Seidenstrümpfe, weiße obendrein, und mit denen stieg sie auf Nußbäume, was Gott und Herrn Erasmus Zyppel versuchen hieß.

Sie kümmerte sich nicht um ihn und suchte von Ast zu Ast die Nüsse des Philisters, bis Erasmus ihr prächtiges Verweilen aus seiner Froschperspektive für Gunst ansah.

Und er nahm eine Brust voll Mut und fragte höflich und tiefbewegt: „Warten Sie ein wenig, teuerste Mamsell? Ach, bitte, ja?"

Dann lief er, packte seinen köstlichen Blumengarten am Schopf, wo er am buntesten und teuersten war und riß einen tüchtigen Büschel herrlicher Blumen aus. Den brachte er der Rittmeisterstochter oben in den Nußbaumzweigen. Sie saß und wartete.

Er reichte die Blumen hinauf, sie langte nach ihnen und erreichte sie nicht. Da legte sie sich glatt und geschmeidig auf den langen Ast hin, griff herab und ihre schlanke braune Hand berührte die des Apothekers und nahm die Blumen weg.

„Schön Dank, Herr Nachbar. Darf ich nun zurück?"

„In Gottes Namen, wenn Sie es wollen,"

seufzte der Junggeselle und sah andächtig nach oben.

„Drehen Sie sich um," befahl die Rittmeisterstochter.

Erasmus wollte nicht. Er wollte, entgegen seiner sonstigen Wohlanständigkeit, abermals weiße Seidenstrümpfe sehen.

Da faßte das schlanke Frauenzimmer über ihm mit beiden nervigen Händen in die Baumzweige, bog und schwang sich schnellend und rüttelte ein Übermaß von beulenschlagenden Walnüssen hernieder. Wupp und hupp schlug es in Herrn Zyppels Antlitz und auf dessen betend ausgestreckte Hände. Erasmus schützte eilends Gesicht und Kopf, duckte sich; — über ihm glitt fröhlich das weißbeinige Frauenzimmerlein davon und als Herr Zyppel wieder zum Himmel schaute, waren die herrlichen Nußbäume kahl, gottverlassen, liebeleer, beraubt und schwermütig, wie nie in seinem Leben zuvor.

Von jenem Herbstvormittag an rankte dort bei den Bäumen am Festungswalle von Graz

eine Apothekerliebe empor; — still, treu, von ehrbarer Sündhaftigkeit und überflüssig.

— — — — — — — — — — — —

Täglich reichte Erasmus seine Blumen in die Höhe und ein schlanker brünetter Arm kam ihnen langhergestreckt von oben entgegen.

„Danke schön."

Im Frühjahr dann und im Sommer gab er seine unschätzbaren Tulpen dahin, seine Tulpen, die wie die Lampen des heiligen Grabes in Durchsichtigkeit und Farbenglut emporloderten. Ja, er hätte sogar Tulpenzwiebel, das Stück zu sieben Taler, hinaufgereicht, wenn die biegsame Rittmeisterstochter nicht zu faul gewesen wäre, dergleichen zu pflanzen und zu hegen. Aber die schien ihre ganze Schmiegsamkeit nur vom gähnenden, sehnenden, träumenden Ausräkeln ihrer Glieder zu haben. Sonst tat sie wenig und Herrn Zyppels Liebe blühte in Entzücken ob solch begehrenswerter Nutzlosigkeit.

Am anderen Ende des Gartens waren weder Nußbäume noch Wälle. Dort war der Garten-

zaun des Kupferschmiedes und dahinter wuchsen viel Petersilien, Kohl, Küchenkräuter, Kressen und etwas Geißblatt und Nelken. Hingegen war dort allerstets viel frischgeläuterte Wäsche aufgehangen und plauderte im Winde. Über den Zaun aber hingen in regelmäßigen Abständen Strümpfe zum Trocknen; lange, braune Strümpfe.

Diese Strümpfe waren durch nüchternes Hinhängen gänzlich entwürdigt; sie waren so lang und dünngezogen, als sollten sie einer Blindschleiche als Futteral dienen und nicht die geringste Menschlichkeit war in diese Darmsaitlinge hineinzudenken!

Der Sommer war schön und still und des Herrn Erasmi Tulpen blühten mit hochgehobenen Gesichtern zum Himmel empor wie kußheischende Kinder. Er opferte sie scharenweise an das schöne sammethäutige Mädchen und dieses verhöhnte ihre kurzlebige Pracht. Sie band zwei Büschel aus Herrn Zyppels Gaben und tat sie beiderseitig in ihr dunkles Haar; da brannten

und verführten sie, und logen und versprachen noch mehr als die Augen des schönen Mädchens.

Wie lange blieben sie dort? Herr Zyppel sah sie niemals an den Schläfen seiner Allerschönsten welk werden. Denn so kurzlebig abgeschnittene Tulpen auch sein mögen, so waren doch die Gespräche, die das liebe Geschöpf Herrn Erasmus gönnte, noch kürzer. Ein Reverenzlein und dann durfte Herr Zyppel träumen.

Der Sommer war still und lieb und brutreich für solches Unternehmen, wie Träumen ist. Die Bäume des schönen fremden Gartens rauschten oder schwiegen andächtig zum Herzweh und den Erwägungen des liebeschweren Apothekers, die Tulpen dürsteten in ihrer Glut in die blaue Himmelsseligkeit hinein wie brennende halboffene Lippen und der angstvoll schöne Garten zitterte im Sonnenschein. So ging Erasmus von den Nußbäumen bis an den Nachbarzaun, von diesem Zaun wieder bis an den Stadtwall mit den Nußbäumen und abermals wieder an den Zaun, allwo die engel-

haft langausgezogenen, braunen Strümpfe zum Trocknen hingen.

Hinterm Zaun saß ein liebes, stilles Nachbarmädchen, welches erschrak, sooft Herr Zyppel wiederum hart an den Zaun trat und unwillig auf seinem Absatz im Kiese herumschnurrte.

Der Apotheker, der keineswegs alt war, mußte ihr vorkommen wie ein sittenrichterlich strenger Herr. Denn er machte stets mit dem Rücken einen unwilligen Murks gegen die braunen Strümpfe und schritt davon, nach dem fernen Stadtwall, allwo er voll Andacht lange stehen blieb.

Und doch war es nichts als bürgerliche Sittsamkeit, was jene braunen Strümpfe so darmsaitenlang auszog. Denn gut; man hing sie zwar an des Nachbars Zaun, aber dennoch sollte kein Nachbar ahnen, daß sie in ihren stillen Stunden auch Breitenmaße hätten!

Dann und wann flogen wohl die Sehstrahlen der Erasmischen Augen durch die Zaunlatten des Nachbargartens zwischen den Strümpfen

hindurch auf jene hübsche Mädchenbegebenheit. Aber sie benahm sich stets angstvoll, und das war Erasmus vom anderen Ende des Gartens her ungewohnt. Immerhin blieb jenes von den Strümpfen verdeckte Dahinter ebenfalls, aber sehr unmerklich in seinem Herzen haften.

Als er nun nach den Nußbäumen zurückpendelte, lag die schöne Reiterstochter oben an der Mauer eben hin und die roten Löwenmaulbüschel teilten sich unter ihren Ellbogen. Ihr feines Haupt ragte über die Tiefe hinaus, links und rechts leuchtend von Tulpen, dazwischen dunkles Haar, eine kleine Stirn, fragende Augen und andere allerliebste Frechheiten aus Gottes Schöpfung.

„Herr Erasmus?"

„Ach ja."

„Herr Erasmus!"

„Nun?"

„Herr Erasmus, warum gehen Sie soviel auf und ab?"

„Um öfter hierher zu kommen."

„Ja,“ sagte die Hübsche, Braune oben; „das ist auf. Und warum gehen Sie ab? Dort hinunter, wo die viele Wäsche hängt!“

„Ach, die Wäsche,“ lächelte er still und freundlich.

„Was steckt dahinter?“ lauerte sie.

„Was kann hinter braunen Strümpfen stecken,“ beruhigte er, „Unkultur, Unkultur.“

„Hallo,“ sagte sie, „was macht denn der Musjöh für Studien! Was weiß denn Er von Strümpfen?“

Da warf Herr Erasmus Zyppel einen Blick auf den Stadtwall, einen Blick, der das Schleudern einer Notrakete mit dem Flehen eines Hundeauges verband.

Und die schöne Rittmeisterstochter wurde still. Es war ihr ganz unmöglich, ein Wörtlein zu sagen, zu fragen, ja nur zu denken vor diesem Blick; denn wenn sie schon vor Gott ein nichtsnutziges Dinglein sein mochte, ein liebes, natürliches Frauenzimmer war sie doch. Sie war gelähmt und mußte offen stehen und warten

wie eine Blume im Sonnenschein; — denn sie fühlte Liebe. — — —

Aber Herr Erasmus Zyppel war sehr viel gelähmter als sie und gab nicht die geringste Keckheit zum besten. Ja, er erschrak vor dem Unterfangen, solch ein Gespräch bis zu einer Pause getrieben zu haben. Er glaubte, die Jungfer schwer verletzt zu haben und rief flehentlich: „O Teuerste, ach! Engel Sie! denken Sie nicht schlecht von mir! Ich fühle nichts als Redlichkeit und Treue und ich, ich sollte Sie auch nur mit einem kecken Gedanken beflecken?!"

Womit er verspielt hatte.

Sie ging ihm fort, mitten in seinem viel zu anständigen Liebeslamento.

— — — — — — — — — — — —

Er aber rannte zu seinen Tulpen und klagte den kleinen, süßen Gott mit dem Köcher an, der, aus Gips gegossen, mitten in den bunten Blumen stand und dem in der kleinen Faust der Bogen fehlte, weil der Gipsgießer gedacht hatte, den könnte ihm jeder Liebhaber nach-

träglich hineinstecken. Denn in Gips war dieser Bogen nur sehr umständlich zu gießen.

— — — — — — — — — — — —

Inzwischen war ein Verwandter der braunen Reiterstochter auf Urlaub in ihr Haus geraten. Ein Husar. Der war klein, breit, maul- und hiebfest, und hatte geschlitzte Augen wie aus Obsidian, aus denen nichts guckte als östliche, erbarmungslose Verschlagenheit. Auf seinen krummen Beinen stand er wiegend vor ihr umher und sah sie den ganzen Tag an.

Seit sieben Jahren hatten sie sich nicht gesehen; seitdem sie ein blödes, sprödes, wildes Knabenhalbding von 13 oder 14 Jahren gewesen war. Damals war sie aus Ungarn nach dem stillen, wohlanständigen deutschen Hauptstädtlein gekommen: „Ins zahme Tulpenländchen", hatte der wilde Vetter höhnend gesagt.

Denn ringsum unter dem Festungswall standen schon damals gereiht und schauerten in den Gärten die Tulpen.

„Wie sieht eine Tulpe aus?“ hatte sie gefragt.

Da hatte ihr das wilde kleine Mistvieh, der Bub und Vetter ihren Überrock rasch über den Kopf gezogen und dort mit einem Bindfaden zusammengebunden, so daß ihre Arme wehrlos in dem Bausch gefangen lagen. „So sieht eine Tulpe aus,“ hatte er gesagt und war fortgelaufen. Es war für sie wirklich ein Zustand großer Hilflosigkeit.

Nun kam der Wildling wieder aus dem Osten. Kaum hatte der kurze Kerl erfahren, wie sehr Erasmus Zyppel an seinen Tulpen hing und wie kostbar er sie an das schöne Mädchen über der Stadtmauer vergabte, da ging er auch schon allnächtlich dergleichen Blumen holen; für die schöne Base. Keck war er immer noch, gemein aber längst nicht mehr. Mit zehnmal größerem Vergnügen nahm sie nun die gestohlenen Blumen und lachte sehr.

Des armen Apothekers Herz war wund und wild und gescheucht.

Seine Tulpen verschwanden von selber. Seine Innigliebste sah sich gar nicht mehr nach ihm um und sah er sie, so bemerkte sie ihn gar nicht, denn sie war an der Seite eines breiten, festen kecken hellblauen Mannsbildes mit Sporen.

O Herr der Gerechtigkeit und des Zornes: und diese Sporen fand er allmorgendlich in der weichen Erde seiner verwüsteten und beraubten Tulpenbeete abgedrückt!

Einmal, als die letzten, von seinem lieben, lieben Vater vererbten Blumen blühten, nahm er sich vor, sie allesamt der Liebsten zu bringen, und ihr, in einer Hand sein leuchtendes Opfer, in der anderen Hand sein Herz, einen biederen Heiratsantrag darzubringen.

Anderntags fehlten die Tulpen und die hätten doch als die Hälfte seines Vorsatzes zur Werbung gehört.

Da nahm er in alle beide Hände sein Herz und schritt gegen die Stadtmauer vor. Es saß auch wirklich die schöne Reiterstochter oben und lachte, als er kam.

Er sah empor und sein Herz bog sich klein und krumm vor Glut des Wehs.

Seine Tulpen! Seine teuersten Herrn Vater- und Frau Mutterblumen! Das Liebste, was er ihr geben hätte können, trug sie von der Hand eines anderen in die Haare geflochten und lachte ihn an!

Hätte sie ein Herz, hätte sie ein klein wenig teure Erinnerungen an die stillblühenden Frühlingstage gehabt, das hätte sie ihm nicht angetan. Das nicht!

Sie aber lachte und verstand weder Scheu noch Treue eines stillen Herzens.

Da zog er seinen Hut, kehrte bestürzt und gänzlich verhudelt ein bißchen um und versuchte seinen Sinnen klarzumachen, was der tiefe Stich in seinem Herz bedeuten solle, der Stich, den ihm dieser Anblick gegeben hatte. Er ging bis an das andere Ende des Gartens, dann ein wenig zurück und dann wieder bis an den Zaun und blieb da stehen. Er war vollkommen in eine Dunstschicht von fühllosem Schreck eingewickelt.

So lange stand er dort, bis die andere junge Nachbarin, die fleißige, hinter dem Braunstrümpfezaun, ihn fragte: „Wünschten Sie etwas, Herr Zyppel?"

„Ach, Mamsell Therese!"

„Was denn, Herr Zyppel!"

„Man hat mir all meine Tulpen gestohlen."

„Um des Himmels willen, Herr Zyppel, wer konnte Ihnen das antun!"

„Nicht wahr, so etwas tut weh."

„Ach, Herr Zyppel, ich weiß ja, wie sehr Sie Ihre Blumen liebten und ich kann es verstehen; denn auch ich habe welche und pflege sie sehr."

„Sie haben auch welche?" fragte er wehmütig.

„Aber nur fünf und diese in Töpfen. Wir sind nicht so reich, Herr Zyppel, um einen ganzen Garten damit bepflanzen zu können."

Der Apotheker sah sie teilnahmsvoll an und dachte: „Ach, und auch nicht reich genug, um weißseidene Strümpfe tragen zu können. Übri-

gens trägt weißseidene Strümpfe nur, wer sie zeigen will. Jawohl."

„Sehen Sie nur," fuhr Therese fort, „nun bin auch ich mit Ihnen um ein kleines Glück gekommen. Ihr Garten schimmerte durch den Zaun wie ein Feuer und wenn Nordwind war, hatte ich all den Duft, der Ihnen gehörte, bei mir herüben. Nun ist auch das zu Ende."

Sie war wirklich traurig, als sie das sagte.

„Wollten Sie nicht wenigstens einmal sehen kommen, wo und wie meine Tulpen standen?" fragte er gerührt.

Sie überlegte. Da bog er ein paar Zaunlatten beiseite und bat sie sehr, zu ihm durchzuschlüpfen. Nun gingen sie miteinander die verwüsteten Gefilde seines Glücks und seiner Liebe ansehen, als wären sie seit langem gewohnt, Leid zu teilen.

Er führte sie vor die zertretenen Beete, in denen nur mehr wenige Blumen waren und auch diese standen zerknickt. Ja, viele von den

holden Geschöpfen des Frühsommers waren mitsamt den kostbaren Zwiebeln ausgerissen.

„Es ist halt immer so," sagte Therese. „Wer Edelsteine oder Pelz oder Seide an die Sonne trägt, dem läuft die Habgier nach. Diese wunderschönen Blumen riefen allzu laut: seht her!"

„Das ist," sagte er nachdenklich, „wie wenn einer eine allzu schöne Frau hätte bekommen."

„Ja," lächelte sie. „Nur nicht so schlimm."

Es tat ihm so wohl, mit dem lieben, stillen Mädchen da am Rande seines Herzeleids zu stehen, daß ihm leid wurde, als sie wieder durch ihren Garten zurück wollte, denn sie müsse in der Küche letzte Hand anlegen.

Sagen Sie mir doch wenigstens, was ich fortab in meinem Garten pflanzen soll? Der Sommer geht ohnehin bald seiner Höhe entgegen..."

„Ja, das wage ich einem Blumenkenner wie Ihnen nicht zu raten."

„Warten Sie," überlegte er. „Ich will meinen Freund, den Rouleauxmaler Krumm, fra-

gen. Der hat mir neulich Dinge auf den Fenstervorhang gemalt, daß ich staunen mußte. Orchideen, bunte Windlinge und Dahlien; es war eine Pracht! Der kennt sich gewißlich aus."

„Ja, das tun Sie nur."

„Aber beim Plänemachen müssen Sie mir helfen, Mamsell Therese. Denn soviel ich von hier sehe, der Grundriß Ihres Gartens ist vernunftvoll angelegt."

„Ja, es ist viel Kohl und Küchenkraut da," lachte sie fröhlich und schlüpfte durch den Zaun zurück.

Erasmus Zyppel stand stille und war eine merkwürdige Mischung von Stimmungen: ein wehes Herz im Leibe, neue Gartenpläne im Kopf und ein ganz merkwürdiges Bild vor den geistigen Augen. Dieses Bild war so: Durch seine großen Speisezimmerfenster brach mitten im Winter breitflutende Sonne. Sein Tisch war gedeckt, aber nicht wie bisher für ihn alleine, sondern es saß kleines Volk umher, vier oder fünf dicke, fröhlich wartende Kinder, jedes einen

schöpfbereiten Löffel in den festen angestemmten Händchen. Sonnenweiß glänzte der frischgedeckte Tisch, tulpenglutfarbig die Gesichter seiner Kinder. Und auf den Tisch wurde die Suppe getragen, die duftete so weltbesiegend nach edelster Petersilie, nach Sellerie und anderem lieben, heimtrauten Suppenkraut, daß er vor Appetit, Wonne und Sehnsucht die Augen schloß und nur seine Nase schnobernd zu Gott erhob.

Der Duft war wirklich vorhanden und er kam von Jungfer Theresens Garten, wo man den Mittagstisch im Freien bereitet hatte. Südwind trug ihn herüber.

„Ah," sagte Herr Zyppel. Denn solche Suppe gab es niemals bei ihm.

Der Traum von den vier oder fünf Kindern war nichts als eine Reflexionsbewegung wegen des familienhaften Suppenduftes gewesen. Aber immer noch stand Erasmus und träumte den Kreis der Blondköpfe um seinen Tisch und die dicken aufgestemmten Ärmchen Da

ja, das wären Tulpen, um sie zu pflegen, und die stiehlt ihm auch niemand!

Am anderen Tage stand er mit seinem Freunde Krumm kreuz und quer im Garten umher und der Künstler entwarf einen neuen Plan. Mit Meßschnur, Pflöcken und Latten arbeiteten sie und Mamsell Therese trug und half und riet.

Gegen elf Uhr vormittags setzte er seinen beiden Freunden in der Geißblattlaube ein Glas guten Südweines vor. Krumm aber begehrte schnöd nach einem fleischhaften Frühstück.

„Daß ich so etwas nicht bieten kann!" sagte Erasmus in tiefem Bedauern.

„Warten Sie," flüsterte Therese, „morgen!"

Und am nächsten Tage, als die beiden Männer wieder im Garten schufen, maßen und gruben, bat sie sich ein halbes Stündchen frei und rief dann die Freunde zum Frühstück in die Laube. Da gab es nun einen kleinen Imbiß voll solcher Beglückung, daß der stürmische Krumm sich eine ganze Maß Wein dazu geben ließ und Herr Zyppel mit seiner feinen Nase

glücklich in die Luft ragte und voller an Poesie war, als je bisher im Blühen seiner Lilien und Tulpen.

Krumm sah Therese voll ehrlicher Freude über sein Weinglas hinweg an. „Erasmus! hast du solche Haare gesehen? Glatt und bescheiden, von den sanftesten Händen an den Kopf gerundet. Ich werde Sie als Madonna malen, Sie, liebreichste Mamsell, mit den gesenkten Augen. Als Madonna, die ein Gabelfrühstück für den heiligen Josef aufträgt."

Als das Mädchen und der Freund fort waren, arbeitete Erasmus für diesen Tag nicht weiter an seinem Garten, sondern ging sehr viel darin auf und nieder. Oben an der Mauer lag die allerschönste Wilde der Länge nach, stützte ihren Kopf in die Hände und sah durch das rote Löwenmaulgewucher herunter. Er aber hatte sie schon gänzlich vergessen. Hingegen zu den braunen Strümpfen am Zaun sagte er heimlich die liebsten Dinge:

„O ihr Zeichen der ungesehen sein wollen-

den Sittsamkeit! Ihr Verkünder sparsamen Sinnes, ihr bescheidenen Symbole der Treue! O ihr Beständigen, ihr seid von der Farbe der schlichten Scholle, aber ihr umhegt die ganze Pracht und Unschuld der Lilien. Ach, ich kenne euch und eure Wege, ihr Emsigen! Treppauf, treppab den ganzen Tag, von der Küche zum Keller, von da zum Wäscheboden und wieder sorgsam zur Wiege, mit gehobenen Fersen horchend, und leise von dannen schleichend. Ihr Schlichten, ihr lieben Verstecke soliden Glückes, streckt euch nur und tut, als wäret ihr häßliche Futterale einer dünnen Sache, haha, ich bin nicht mehr so dumm!"

— — — — — — — — — — — —

Und als die dreie am anderen Tag den großen Gartenplan zum letzten Male berieten, tat Herr Zyppel einen großen Strich quer durch den Grundriß.

„Was soll das besagen?" fuhr Herr Krumm empor.

„Das heißt," lachte Erasmus glücklich, „daß

fortan die größere Hälfte mit Sellerie, Kohl, Salat, Bohnen, Möhren und Kresse, kurzum, mit allen Dingen bepflanzt werden soll, die des Lebens beste Hälfte ausmachen und ohne die der schönste Tulpenflor eine bodenlose Sache bleibt."

„Mensch, wer soll das alles instand halten?" schrie der Rouleauxmaler.

Herr Zyppel stand auf. Da wurden die beiden anderen feierlich still.

„Mamsell Therese. Würde Sie dieser Garten samt anhangendem Haus und Zubehör nicht uninteressant beschäftigen?" fragte er mit feinster Betonung und Zartheit.

Therese wurde dunkelrot und schaute auf den Tisch. Dann sah sie Herrn Krumm an und fragte leise: „Verstehen Sie ihn auch so wie ich?"

„Freilich versteh' ich es auch so," schrie der vergnügt auf und hieb dem Tisch eine hinauf.

Da küßte Erasmus der beglückten Therese die Hand und geleitete sie zu ihrem Garten

zurück. Vor der Lücke wandte er sich zum Freunde Krumm.

„Also du, guter alter Herr Bruder, gehst morgen hinüber zu den verehrlichen Eltern der Mamsell und bringst mein gehorsamstes Anliegen vor?"

„Von ganzem Herzen gerne, Herr Bruder. Woher nehm ich aber den großen Brautwerberstrauß? Dein ganzer Garten ist hin."

„Ach, teuerste Therese, wenn Sie selbigen Strauß auch noch dazu beisteuern wollten?" fragte Erasmus ganz übermütig in den Nachbargarten hinüber.

„Ich will all meine Tulpentöpfe rupfen," sagte Therese freundlich.

— — — — — — — — — — — —

Dann ging Herr Erasmus Zyppel in seine Apotheke und rieb freudiglich Salben, verkaufte Theriak und gab allen Kindern, die Bärenzucker oder kandierten Kalmus verlangen kamen, doppeltes Gewicht. Ja, er mußte sich in seiner Geberfreude hüten, nicht auch bei Laudanum

doppeltes Gewicht zu machen. Bei Rhabarber widerfuhr es ihm wirklich einmal.

Hinten im verwüsteten Garten aber duftete und dampfte die aufgelockerte schwarzkrumige Erdscholle. Sie stand offen und wartete, als sei holdes Frühjahr und die neue Welt begänne wieder.

Herr Krumm prüfte mit Falkenblick die Fenster des Zyppelschen Apothekerhauses „zur Sonne".

„Das verlangt mindestens zwei neue Rouleaux," sagte er. Denn das Schlafzimmer des ausgezeichneten Erasmus hatte bisher keine Geheimnisse.

Er hatte einen sicheren Blick und große Taktlosigkeit, der alte Krumm, ganz wie sein Vater.

Infolge dieser Taktlosigkeit wissen wir aber auch die Geschichte von den braunen Strümpfen der lieben, guten weiland Frau Apothekerin „zur Sonne" am Jakominiplatz in Grätz.

Und die Seele — —?

Novelle

Lange Zeit habe ich geschwankt, diese Geschichte wiederzuerzählen, da das Grundthema, auf dem sie gebaut werden mußte, sonst überall Abscheu erregt. Aber aus dem trostlosen Morast, in dem jenes starke Menschenleben erstickte, von dessen Ende hier zu erzählen ist, wuchs die Blume Schönheit so rein, so leuchtend und rührend empor, daß ich nun doch ruhig, höchstens wehmütig zur Feder greife, um diese einfache Geschichte der Vergessenheit zu entreißen.

Der sie mir erzählte, hatte selber seinen Kameraden, den armen Rittmeister Enenkl aus Wien dort hinuntergebracht, wo sich über einer unsäglich menschenscheuen Einsamkeit eine gütigere Sonne den ganzen Tag auch im Winter verschenkt.

Das ist zwischen Frangart, Sigmundskron und Quirain nächst Bozen, wo Rebe an Rebe, Obst an Obst aus dem weiten Talboden drängt. Nichts regt sich hier als die unermüdliche Gebe-

laune der drängenden Natur. Über die ganze Ebene laufen in zahllosen Reihen die schrägen Weinlauben, um diese Zeit kahl, skelettdürr, braun in braun; wenn der März ins Land kommt, glühen die Pfirsichblüten über dem fahl olivenen Grunde und das ist dann wie die lieblich glühende Röte der ersten Liebeserregtheit auf bräunlichen südlichen Mädchenwangen. Da und dort steht in dieser still treibenden Welt der Pflanzen ganz verlassen ein einsames Häuschen; das halbe Haus ist von der Torggel eingenommen, wie die Kelter oder Weinpresse dort heißt. In den kleinen Räumen der anderen Hälfte drückt sich die Familie zusammen. Eines dieser Häuser, in dem eine kleine Wirtschaft mit Heurigenschänke war, hatte ein Giebelzimmer, das nach der Mendel sah; nach Südwesten und an der Hauswand nach dem Rosengarten zu war das Vorzimmer, zu dem, außen an der Wand im Freien, über Kragsteine und Bogen, eine allerliebste italienische Steintreppe hinaufkletterte, und an dieser klammerte sich der Wein hinan,

wie einer, der sich aus der Brandung ans Gestade emporringt. Als der arme Rittmeister in diesem Häuschen untergebracht war, fragte ihn der Kamerad nochmals dringlich:

„Da hast du jetzt, was du dir eingebildet hast: Ein Versteck. Aber es ist ein rechtes, italienisch kahles Wohnloch, das! Bloß die Aussicht geht an. Sag' mir, Enenkl, warum bist du nur aus Wien geflüchtet?"

„Weißt es ohnehin und hast es gesagt: Um mich zu verkriechen. Und dann ist's hier billig; ich hab' nichts als meine Wartegebühr."

„Verkriechen hast du dich in Wien auch können. Und der Bozner Boden ist recht teuer."

„Also, um dir's zu sagen: ich will hier sterben."

„Mensch, red' nicht so trostlos. Du — — —?

„Mein Freund, hör' mir erst zu: Sterben will ich hier; aber das heißt, in tiefen, schönen, wehmütigen Gedanken abscheiden. Ganz allein möchte ich sein und einmal schuldlos sein: mit

den Bäumen und Weinpflanzen. Mit diesem Blick nach dem Sonnenuntergang über die Grenze nach Welschland auslöschen. Mit der Aussicht ins Reine, ins Ferne, ins Erlöste. Bei meinem Zustand muß ich den Balsam der Natur haben, denn in Wien wäre ich nicht gestorben, sondern verreckt; — dort — zwischen den Lichthöfen, wo unten das Werkel die wohlbekannten Operettenlieder spielt. Verreckt, ja."

„Aber Enenkl!"

„Gibt's denn ein anderes Wort für den Schlußeffekt einer Krankheit, wie sie mich gefaßt hat? Die Schwindsucht ist rührend, sie leiht sich das Bild einer verwelkenden Blume. Der Krebs ist schauerlich, beide aber umblüht die ewige Hoffnung der Ahnungslosen. Mein Leiden allein ist häßlich, ist widerlich. Und es verwüstet Leib und Seele. Wir kennen es und wissen alles bis ans Ende. Und du, Rudi! Rudi! Wenn du den angstvollen, vor Abscheu zuckenden Blick sehen müßtest, mit dem unsereins die Frauen messen, denen man's ge-

steckt hat, woran wir leiden. Sie waschen sich nachher die Hand, die sie uns, aus Höflichkeit, gereicht haben. Das tut weh, unsagbar weh! Drum verkrieche ich mich hier: — ich darf nicht einmal sagen wie ein wundes Tier, denn das ist ein zu stolzes Bild, ein zu reines. Lieber, lieber Alter, laß mich allein und vergiß mich. Ich will verschollen bleiben."

„Armer Kerl. Uns Kameraden bist du nicht widerlich und du weißt, daß wir dich nicht mit Ekel, sondern mit Trauer ansehen. Was warst du für ein Kerl, als wir beide bei der Ausmusterung die Welt angelacht haben, diese Welt, die gänzlich uns gehörte!"

Enenkl lachte bitter. „Noch dann, als ich meinen jetzigen Zustand erkennen hab' müssen, da hab' ich getrotzt und war beinah' stolz darauf. ‚Alle Sturmgeister', hab' ich damals gesagt, ‚müssen das haben; es ist das Sakrament des Satans und wer ein Teufelskerl sein will, muß das Schiff des Lebens also verbrannt haben'. Turenne und Condè, Bako und Mirabeau, Shake-

speare und Frans Hals, Fragonard und Verlaine, Klinger, Goethe und Schubert, weiß Gott, was für Unglücksgefährten ich mir herbeigezogen oder herbeigedichtet hab'! Ein Bestandteil des Sturm- und Dranggenies; der notwendige Tropfen Bitternis und Grimm im Leben, das war mir anfangs diese Krankheit, welche die häßliche heißt. Und nun krieche ich wie ein Wurm der letzten Reinheit und Schönheit nach. Der Sonnenuntergang hinter der Mendel und die Einsamkeit des Rosengartens, die Ferne und die Sehnsucht, ja: das Unerfüllte, das ist, was mir geblieben ist. Ach, hier kann man sterben, alter Freund; sterben wieder als Kind Gottes, das man längst nicht mehr war."

— — — — — — — — — — — —

Als Enenkl allein war, versank er in das ziellose und blinde Brüten derer, die keine Hoffnung haben und das währte ohne rechtes Zielbewußtsein bis zur Mittagsstunde. Da klapperten Teller vor der Türe und die Tochter der

Hauswirtsleute trat ein; eine Halbwelsche mit dunklen Augen, die etwas müde und etwas traurig schienen, weil sie die erste Frische der Jugend versäumt und viel und umsonst nach Glück ausgeschaut hatten. Die Gestalt und das Antlitz waren hübsch: mit jener leichten Wehmut des Verblühens, die sich augenblicklich wieder legt, wenn solch ein Mädchen am Ende der Zwanzig zum Weibe gemacht wird. Denn dann schwinden die leisen Schärfen um Nase und Mund, und Arm und Schultern spannen und füllen sich und abermals lächelt das volle, früchtereife Leben in Form und Farbe.

Mit schneidigem Seitenblick, wie ein alter Raubvogel, sah der abgelebte Mann über die Schulter und taxierte nach alter, kalter Berechnung das Mädel. „Neunundzwanzig. Enttäuscht, einsam. War stolz, nun reut sie's. War sich zu gut und würde sich jetzt an einen Lappen von Mann wegwerfen, der keinen Kupferkreuzer wert wäre. Dir wollt' ich schon ein bissel schönes Septemberwetter über's Gesichtel

zaubern, armes Fratzerl. Aber damit ist's aus und Amen."

Er sah wie Samiel aus. Der dunkle Bart wuchs ihm ungleich ums fahle, magere Gesicht, war am Kinn länger und stieg in zwei dunkle Furchen gegen die Mundwinkel hinauf, wo er sich in den sarkastisch dünnen Schnurrbart verkroch. Er hielt den Kopf schief, denn eine Binde hemmte ihn an freier Bewegung des Halses.

Das Mädel grüßte still und etwas scheu. „Ich komme aufdecken. Bis ich das Essen bringe, vergeht noch eine Viertelstunde. Wollen Sie sich nicht auf den Balkon setzen? Die Mittagssonne ist sehr warm und wird Ihnen gut tun." — Sie hielt ihn für lungenleidend und ihm zuckte das Herz, wenn er dachte, wie der milde Ton ihrer etwas tiefen Stimme eines Tages plötzlich kälter und erbarmungslos werden würde; dann, wenn sie erfahren hatte, was ihm fehle. Seine scharfen, frechen Augen verschleierten sich und er ging auf den Balkon, wo

der Trost der Sonne reichlich umherlag, als wäre nicht November.

Alle Tage hielt er sich nun von Zwölf bis Eins da draußen und trotzte, wenn das arme, einsame, abblühende Ding kam. Sie nahm es nicht herbe, rief ihn mitleidig zum Essen herein und ging wieder. Endlich fragte er sie, ob sie immer so stille sei.

„Man gewöhnt sich's an," sagte sie. „Es kommt in der Woche kein Mensch heraus; — da redet man oft keine fünfzig Worte im Tag."

„Haben Sie Zeit, ein bissel bei mir zu sitzen: ja? Und da nehmen Sie ein Glas Wein. Wie Sie bemerkt haben werden, rühre ich das Glas mit dem Stiel nie an und trinke meinen Kalterer nur aus dem Wasserglas. Es ist also nicht unappetitlich."

„Aber, Herr Rittmeister," sagte das Ding leise und mitleidig. Sie trank ihren Wein und er war froh, in seinem letzten Kerker ein Wesen zu haben.

„Sind Sie zufrieden?" fragte sie ihn, nachdem sie ihm eine Weile beim Essen zugesehen.

„Mit dem Essen? Ja, Kind."

„Und mit dem Zimmer?"

„Auch."

Das Mädchen zögerte. Dann sagte sie leise: „Aber mit dem Leben sind Sie unzufrieden."

Er lachte kurz und scharf. „Es hat einstmals mehr versprochen als das Dasein eines räudigen Hundes."

Nun stand sie auf, als wollte sie gehen. Er bat sie nicht, zu bleiben, aber an der Türe blieb sie selber stehen. „Nein, nein," sagte sie. „Ich sehe schon, Sie brauchen wen, der Ihnen die Meinung sagt. Lieber Herr, niemand ist elend als wer Schmerzen leidet. Sie haben keine Schmerzen und das ist ein großer Gewinn. Glauben Sie denn zum Beispiel, ich würde mich sehr davor fürchten, ein armer Idiot zu werden? Selbst dem ist nicht alles weggenommen. Er hat immer noch soviel vom Leben wie jeder

alte Kater, der sich behaglich am Ofen räkelt, und das ist nicht wenig. Er freut sich am Essen. Er lacht einem schönen Tage froh entgegen, er fühlt sich in der Sonne behaglich und warm. Sie aber haben Ihren Verstand, Ihre Erinnerung, Ihre volle Fähigkeit sich zu freuen und sich zu sehnen. Sie können lesen und sogar noch ein wenig gehen."

„Sogar noch," lächelte er düster.

„Und wenn Sie das nicht mehr können, führe ich Sie im Wagen an die Etsch und schiebe Sie sogar auf die Promenade nach Gries."

„Unter Menschen?" rief er schmerzlich. „Nein."

„Ja freilich," sagte sie. „Ganz hinauf, wo die Heinrichspromenade wild und einsam wird, da brächte ich Ihren Wagen nicht hinauf; wegen der Stufen. Aber vielleicht lassen Sie sich einmal tragen; ganz früh, wenn noch niemand oben ist. Und zu Mittag in der toten Pause bringen wir Sie wieder herunter. Das ist für Sie dann ganz was seltsames und darum köst-

licher, als eine Tropenreise für einen reichen Mann."

„Ist's denn schön oben?" fragte er.

„Ach ja. Denken Sie, es gibt sogar Ölbäume oben."

„Ölbäume sogar?"

„Ja. Sagen Sie, hat das nicht etwas wunderbares, beruhigendes, zauberhaftes, das Wort ‚Ölbaum'? Es ist wie das Wort ‚endlich', oder ‚Abend', oder ‚Erfüllung', die in meiner Muttersprache noch schöner klingen."

„Ölbaum," sagte er leise und beinahe gerührt. „Sie haben recht. Es ist ein Wort, in dem silberne Mittagssonnenruhe schläft, in dem etwas wie Güte liegt. Man denkt sogleich wärmer und zärtlicher bei diesem Klang aus dem Süden."

„Halten Sie nun einmal dieses Wort, das so — wie soll ich sagen, wie es ist — —?"

„So ausgeruht ist?"

„Ja; — das haben Sie hübsch gesagt. Halten Sie dies ausruhende Wort neben Ihr deut-

sches ‚Schlittschuh'. Mir geht es durch Mark und Bein. Es klirrt, es klappert nach einem dummen Vergnügen, das einen engen Kreis hat und nie in die Weite geht; es ist frostig und unselig und künstlich. O wie arm seid ihr dort oben mit euren kalten Tummelplätzen in der Stadt. Sind Sie denn nicht glücklich, dem dünnen, sonnigen Laub der Ölbäume näher zu sein als dem kalten Geriesel des Eises?"

Er lächelte. „Sie gescheites Mädel werden mich noch dazu bringen, mich für einen Bevorzugten zu halten."

„In Ihrem Herzen sind Sie's vielleicht," sagte sie leise und ging für diesmal.

Eines andern Tages wieder ging es ihm besser, so daß er sich ein wenig im Garten umhermühen konnte; dabei bot sie ihm Schulter und Arm zur Stütze, führte ihn zu einer Hecke, unter die sich überflüssig viel Sonne legte und blieb dort lächelnd stehen. „Ecco! Sehen Sie nur."

„Wahrhaftig," sagte er in stiller Freude.

„Veilchen! Jetzt am letzten Novembertage Veilchen! Das ist ja allein schon ein kleines Wunder.“

„Wie mag es jetzt oben bei Ihnen aussehen. Gar in Ihrem Galizien!“

„Mein Galizien?“ lachte er. „Das ist ja an allem schuld! Die Sehnsucht und der Traum von einer besseren Erde als dieser ungastlichen und wildfremden Scholle haben mich doch in den Taumel getrieben, der mein Leben zerstörte.“ Er hielt inne und sah sie sorglich spähend an ob er sich nicht vielleicht verraten hätte. Aber ihr bekümmertes, gutes Gesicht zeigte nur Teilnahme und Trauer.

Sie begann auch gleich wieder ihn aufzuheitern. „Das macht, Sie wollten immer zu hoch hinaus. Ist denn das Treiben der Stadt mit seinen Geschäften und seinem Ehrgeiz und der vielen, vielen Eitelkeit ernst und wertvoll? Ist es nicht ebenso wichtig aber beglückender, zu wissen, daß irgendwo auf der stillen Erde am letzten November Veilchen blühen? Es gibt

Menschen, die eine Reise machen würden, um es zu erleben. Und hier, hier haben Sie Ihren kleinen Strauß."

„Viel, viel Dank. Wie stark sie duften. Als käme der Frühling über die kahlen Hecken!"

Der Rittmeister war sein Lebtag ein lieber, lustiger Gesell gewesen, übermütig und umgänglich. Aber um das Dasein von solchen Dingen hatte er sich den Teufel gekümmert. Veilchen, die zum zweitenmal blühen und ein Mädel, das dergleichen ernst nimmt, wären ihm langweilig gewesen. „Die Liebe ist ein Kampf zwischen den Geschlechtern. Wenn wir die stärkeren sind, brauchen wir nicht zu heiraten." Das war einer seiner Kraftsprüche gewesen und für Blumen hatte er nur ein Achselzucken: „Manchmal sind's gute Kuppler." Nun war dergleichen kleines Leben für ihn eine Welt geworden, voll Gnade und Trost.

An diese Veilchen hielt er sich wie an einen bedeutenden Glücksfall, freute sich drei Tage

lang an ihnen und fragte Renata, ob wohl jetzt im Dezember noch einige nachwüchsen.

Da brachte sie ihm manchmal noch eines oder das andere allein herauf, wie es sich verspätet hatte und als es keine mehr gab, seufzte er, als sei ihm eine Liebschaft vor der Zeit zerronnen.

Einmal im Dezember kam Renata, mit sonnenbraunen Wangen, aber um eine Viertelstunde zu spät.

„Wie habe ich auf Sie gewartet," rief er ihr vorwurfsvoll entgegen.

„Ich war ganz oben am Ende der Heinrichspromenade, wo der Guntschnaberg noch urwüchsig ist. Da ist in einem Felswinkel eine Bank. Eine richtige Sonnenbank. Vom Schlern kann da kein Wind herzustreichen und von den Steinen strahlt köstliche Wärme zurück. Da war alles so still, so warm, so hoch und ferne, daß das viele Licht mich hypnotisierte. Ich saß wie gelähmt vor Glück; ich wurde wie eine Pflanze. Ich vergaß Zeit, Bewegung und

Gedanken und träumte nichts als das eine: Sonne, Sonne, Sonne. Als die Zwölfuhrglocken aus der Stadt mich erweckten, brachte ich kaum die schweren Augenlider empor, so suggestiv war dieses stille Behagen gewesen. Da saß auf der Bank rechts neben mir eine Heuschrecke und links eine Eidechse. Am zehnten Dezember, ich bitte Sie. Ich kam mir vor, als wäre ich durch ein apokalyptisches Symbol in die Gemeinschaft der Heiligen aufgenommen. Ich fühlte, ich sei unsterblich. Ja, lieber Rittmeister, das wußte ich; das drang mir durch und durch, als Heuschrecke und Eidechse sich ohne Scheu neben mir und mit mir sonnten: Unsterblich sind wir alle. Denn das bleibt uns allen, solange ein Licht im Weltall steht, diese Andacht, entstanden zu sein."

„Mädel, Mädel, in dir ist was Heiliges," rief der kranke Mann. „Wie bin ich dir dankbar: wie gern höre ich dir zu. Das ist ja eine Welt, eine neue Welt, so still und abseitig und klein sie scheint: wie du dein Leben lebst!"

„Mein Lieber, Sie, Sie sind es, dem ich danken muß. Sie glauben ja nicht, wie wohl es mir tut, mein dummes Zeug vor Ihnen daherplaudern zu dürfen, das mir sonst jeder mit Spott ins Herz zurückschreckt. Sie stehen so offen und warten wie eine leere Kirche, in die das Wort einziehen soll. Wieviel Besseres könnten Sie in diesen Stunden aufnehmen und Sie hören mir armem Ding mit warmen, nachdenklichen Augen zu... Das ist ja ein Glück für mich, von dem Sie gar nichts ahnen. Ich bin so einsam auf der Welt. Und nun ist ein kranker Mann da, mitten aus der stolzen Welt gekommen und ich bin ihm ein Trost."

Wirklich, sie war glücklich. In vier oder fünf Wochen hatte sich das ganze Geschöpf verändert, gänzlich ohne die zynische Beihilfe, an die der lustige Soldat am ersten Tag gedacht hatte. Ihre Haut war bei aller Braunheit frisch, ihre Wangen voll, die Augen lebhaft und glücklich, die Bewegungen munter und beinahe kokett, die Formen füllten sich. Sie konnte

durch ihr Wesen wirken, sie konnte lieben: was verlangt ein gutes Weib mehr? Alles Unreine trägt der Mann ihr zu.

Dieses Geschöpf aus der sonnigen Einsamkeit der Reben und Apfelbäume war selber wie eine Pflanze aus dem Boden gewachsen. Sie war zu niemand hingegangen und zu ihr war niemand gekommen, daher hatte sie gekümmert. Nun wurde sie frisch, jung und beinahe schön; wenigstens weich, zärtlich und liebenswürdig.

Der auf den Aussterbeetat gesetzte Mann ließ sie blühen, ließ sich von ihr bedienen und verwöhnen und brachte sie zum Plaudern, so oft er konnte. Das war alles neu, unerhört neu und dennoch meinte er sich aus der Kinderzeit erinnern zu können, daß ihm einmal Primeln sehr viel wichtiger gewesen waren als Kaiser und Könige.

Sie überraschte ihn stets wieder mit Dingen, die er für absolut gleichgültig gehalten hatte und die ihm mit einemmal Freuden aufzuschließen imstande waren.

Kam sie eines Tages jubelnd herangeflogen, vormittags um zehne: „Enenkl, von heute an geht's aufwärts!"

„Wie, was!" zweifelte er.

„Aber es ist doch der einundzwanzigste Dezember."

„Ach so?"

„Der Tag der Sonnenwende. Der schönste Tag im Jahr! Die Sommertagshöhe ist traurig. Da liegt die Wiese niedergemäht, die Lebensmitte ist vorüber, alle Menschen denken ans Altern. Es geht abwärts, es kann nur mehr kürzer werden und schlechter. Aber da, an diesem Tage glaubt selbst der älteste Mann daran, daß es aufwärts geht. Erlebt nicht jeder Greis mit dem Frühling ein sanftes Strömen des Blutes, ein Rauschen der Pulse, ein Dehnen und Sichwehren, ein Stück Jugend? Wie werden wir froh sein, wenn die kleinen Bäche sich füllen und eilig werden. Dann hat's der Frühling schon oben in den Bergen zu tun! Man bekommt den Kopf voller Gedanken, es brummt

nur so. Ah, es geht aufwärts. Auch mit Ihnen. Sie freuen sich ja doch, wenn alles sich freut und wenn Sie auch weinen vor Weh, nicht recht mittun zu können, so ist das doch Lebensgefühl."

Er sah sich das Mädel an, das ihm sein Frühstück auf den Tisch hinklirrte, als gäbe es ihm, stolz und froh, den Trank des ewigen Lebens. In ihm rang es und wühlte.

„Renata," sagte er. „Kind, Sie sind mir was Heiliges geworden. Und darum muß ich Ihnen beichten. Ich habe nie gedacht, daß das wohl tun könnte, was ich selber oft Zukreuzekriechen genannt habe."

Und er sagte ihr alles. Er erzählte ihr, wie noch in den Jahren der Hochschule, ehe er sein Einjährigenjahr gemacht hatte, die unselige Mehrzahl seiner Genossen ihm der Irrlehren traurigste eingeprägt hatte: Liebe sei nicht Selbstaufgabe, nicht inniges Verschenken, sondern eine Art Kriegskunst: kühl berechnende Eroberung des schlauen Weibes. Lachende Verführung hatten sie ihn gelehrt, bloß der Eitel-

keit zuliebe und den stets bereiten Sinnen. Von jung an hatte er jedes Weib auf die Art und Dauer ihres Widerstandes taxiert und war, zuletzt an rasches Wechseln allzu sehr gewöhnt, ungeduldig geworden, wenn ein behutsames und kühles Weib ihm lange zu schaffen machte. So warf er mit der Kraft, welche nicht nur der Erde heißestes, nein, auch ihr tiefstes Glück bedeuten kann, um sich; erst wahllos und dann, als seine Gesundheit dahin war, aus Verzweiflung. Mit seinem klugen Verstand durchschaute er sich selbst und erkannte die Verwüstung seiner Seele. Er sah, wie diese Krankheit, die das Herz frißt, ihn immer wüster und gewissenloser machte, so daß er wahrhaft teuflische Stunden hatte, in denen ihm Verführung wie Rache an seinem Elend erschien, bis die Zerstörung seiner Manneskraft beendet war. Ein Wunder nur, daß er, dem das Weib ein freches Spiel war, den Freunden treu blieb, wie Gold. Immer umgänglich, hilfsbereit, edel und gerade war er sonst in allen Dingen! Und

diese Freunde, die ihn liebten, zogen eine Mauer zwischen ihm und dem Tode, den er gesucht. Sie umgaben ihn, trösteten, erheiterten ihn so lange, bis er das Entsetzliche halb gewöhnt war. Selbst hier nach seiner Flucht, im Süden, suchten die Kameraden den alten, lieben Kerl auf und erzählten, planten, schalten oder lachten wie in den alten guten Tagen, so daß ihm oft ganz leicht zumute ward. Den Männern war er lauter und verläßlich; den Frauen ein Verderber gewesen.

„Und so habe ich gelebt," schloß er langsam. „So habe ich gelebt und mußte bis an den Abgrund des Lebens geraten und ein rettungslos Verlorener werden, bis ich erkannte, daß das Weib — auch eine Seele hat."

Er atmete tief und schnell, um das Weinen zu bezwingen, das er an sich selber verachtet hätte. Aber er war schon so tief unterwühlt, daß ihm kaum diese Selbstbeherrschung gelang. „Verlassen Sie mich, verachten Sie mich; je mehr Sie vor mir ekelt, desto leichter wird mir sein!"

Aber das Mädchen trat zu ihm und strich ihm wie einem Knaben, dem man verzeiht, über das dünngewordene Scheitelhaar. „Ich werde Sie nicht verlassen, mein Freund. Wenn Sie entdeckt haben, daß wir Frauen auch eine Seele besitzen, so ist es meine Pflicht, Ihnen diesen Glauben zu erhalten. So viele haben Sie zu besitzen gemeint und haben sie nur benützt und erniedrigt. Mich haben Sie nicht gedemütigt und doch besitzen Sie mich, wie Sie kein Weib je zu eigen hatten."

So entstand die seltsame, nur einen Winter währende Freundschaft zwischen dem siechen Mann und dem armen, einsamen Mädchen, das allen lustigen Gesellen langweilig gewesen war. Es spann sich um dies entsagende, traurig reine Verhältnis sehr viel Mutmaßung, ja häßlicher Klatsch, von dem die beiden nichts ahnten. Sie pflegte ihn und gewann ihm stets wieder das Lächeln gerührten Abschiednehmens ab, so daß sein Ende leicht und sanft wurde wie das einer welkenden Pflanze.

Es ist nun drei Jahre her, seit er tot ist und sie kann nicht leben ohne sein Grab, dem allein sie zu gehören scheint. Sie reißt dort mit ihren bloßen Händen die Nesseln und das Unkraut aus, wie sie es in seiner Seele tilgte und legt ihm an seinen Gedenktagen und zu Allerheiligen einen (hart ersparten) Kranz auf den Hügel wie eine Witwe, deren Liebe groß ist.

Sie, die er niemals besessen.

Der Ritt in die Ewigkeit

Novelle

Wolkig, schwül und ungewiß ist die Sommernacht an der Save.

Wie beklemmend das ist: auf verlorenem Vorposten dem Türken gegenüber zu lauern, einen gemessenen Befehl über die unbändigen jungen Seelen geschnürt. Nicht durchs Wasser schwimmen! Nicht mucken, heimlich sein und beobachten, so hat's der Feldmarschall befohlen. Ja, der, der nach jedem Siege, den die österreichischen Reiter erfechten, den Rückzug antritt. Nach jedem!

Lagerfeuer und Sommernacht... Wie schön könnt' es sein, wenn noch Exzellenz und Durchlaucht Eugenio, Generalissimus, mit seiner Feuerseele da hinten in Semlin die Pläne ausarbeiten tät! Der aber ist seit drei Jahren tot, und man hat ohne den Einzigen mit den Türken anbinden wollen; nun triumphieren sie und Österreich ist in Schande.

Ein Mann, ein einziger, kleiner schwacher

Mann ist gestorben, und Kaiser und Reich sind verhöhnt. Der große, schöne, aufgeblasene Wallis, Jugendfreund der Majestät, kommandiert wie ein Würgengel und führt Krieg gegen die eigenen Generals und Truppen. Die Türken singen und lachen dort hinter der Save bis in die tiefe Nacht. Man hört sie herüber. Ihre Zeit geht hoch und herrlich. Und die österreichischen Reiter singen nicht; — am wenigsten das verschollene Lied vom edlen Ritter. Der Wallis ärgerte sich auch sehr, wenn er's hörte, und dem jungen Blut drückte es ohnedem das Herz ab, sängen sie's.

Lagerfeuer und Sommernacht!

Die Karabinierkompagnie, die zu den Palffykürassieren gehört, hat's noch am besten. Weit weg vom Elend des zerfahrenen Hauptquartiers darf sie, anderthalb deutsche Meilen von Semlin südwärts gegen die Save hinaufgeschoben, die äußerste Flanke des Römerschen Reiterdetachements decken, dort, wo sich der Strom an der großen Zigeunerinsel teilt.

„Gott sei Dank! Allein, immer allein seit dem Rückzug von Pantschowa. Geh, Pater Alois, dreh' den Kukuruz über den Kohlen um, er wird schon ganz braun."

Der Feldpater seufzt. „Runieri, darf ich dir den Brief endlich vorlesen?"

„Nein," sagt der junge braune Kapitänleutnant. „Ich bin gut temperiert an Leib und Seel' heut'. Wir haben uns durchgeschlagen wie Äneas, und mir ist wohl und weh durcheinander. Laß den Wisch. Der Wallis soll mich gern haben und Kaiserliche Majestät versteht's halt nit, was ein wildes Leben wert sein kann. Laß ihn stecken, den ehrfürchtigen Wisch; gib den Wein her, Paterl. Kornett, komm da herzu. So, und jetzt Vivat auf alle Reitersleut', die weit weg vom Oberkommando seind!"

Der schlanke, kleine, braune Kapitänleutnant steht auf, hebt den Becher und reckte beide Arme empor. Hell leuchtet der weiße Waffenrock im Feuer. Er trinkt seinem Pater zu und dem langen treuen, stupidblonden Kornett, dann geht

er zu den Reitersleuten. „Trinkt's Kinderln, es ist Wein aus türkischer Hand, das ist was Seltenes."

Die Reiter lachen und sehen ihren lebendigen kleinen Kapitänleutnant beinahe verliebt an. Dieser Claudio de Runieri mit seinen unruhig springenden, schwarzen Augen erinnert sie an den Eugenio seligsten Andenkens. Immer tut er, was keiner denkt und keiner wagt, und alles gelingt ihm. Und dann ist er von kaiserlichem Blut: um so schöner, weil's illegitim ist. Geheimnisvoll erregt ist alles um ihn; die Karabiniers nennen ihn den verzauberten Prinzen und möchten ihm die Stiefel küssen.

„Fein war's, ihr Leut'. Was!? Herrgott, Kerls, ihr habt gebrüllt vor Freude, daß es despektierlich war, wie uns der Wallis an der Temeschbrucken als linke Flanken der Nachhut abkommandiert hat. Und bravuros seid ihr über die Sibniza geschwommen und das heimliche kleine Türkenlager auf der Ovtschanskainsel habt ihr zersprengt wie ein Pulverfäßl! Seid auch

reich worden dabei. Wachtmeister, ja wo hast denn du deine goldene Ketten?"

Der dicke kleine Wachtmeister dreht sich verlegen zur Seite.

„Aha, die schöne Walachenwirtin aus Beschanja," lachte der von Runieri. „Und du, Korporal? Und du, Osterhas, und du, Lötzele? Häberle! Alles verklopft? Ja, habt ihr denn eure sparsamen Schwabennaturen verloren? Glaubt's, ich kann euch alle Tage ein Türkenlager erobern? Den Makosch und den Verenyi frag' ich gar nit, das sein Madjaren, die halten's Geld wie der Futtersack das Wasser. Also alles verjubelt, — grad' so wie ich selber... Eine schöne Bagaglia seid ihr. Jetzt ist das einzige, was wir noch haben — der Zigeuner, den ich von dem türkischen Galgen abgeschnitten hab'. Na, komm her, Ziganj. Trink auch eins."

Die Reiter lachten, daß es kollerte. Seit langem wurde in der österreichischen Armee zum erstenmal gelacht. — Aber drüben, jenseits der Save begannen bald hernach die Türken mit

ihrem allnächtlichen Singen. Der Osthauch trug die ferne Weise übers breite düstere Wasser, halb verloren. Ein bekanntes Hohnlied auf den Kaiser.

Und gleich schwiegen die Reiter. Der Kapitänleutnant von Runieri erblaßte. „Leut',“ sagte er dann, „ist das zum Aushalten?“

— — — — — — — — — — — —

Leise schlägt die Zeltleinwand im Nachtwinde, der sich erhoben hat. Das Schilf am Saveflusse raschelt und sägt, das Lagerfeuer loht hochauf, duckt sich, heller glühen dann die Kohlen. Der Pater schweigt, der trübblonde Kornett döst, Runieri wirft den letzten abgenagten Maiskolben von sich, spielt mit dem Spanischrohr, klopft seine Stiefel, wirft sich längshin ans Feuer und stützt das schöne, kühne Antlitz in die Hand. Unruh, Unruh ist in ihm und die Unbändigkeit der wildesten Jugend. Niemandem hätte er gehorchen können. Außer einem, aus dessen Augen Ewigkeit blitzte.

„Gott sei Dank! Allein; immer allein und

sein eigener Herr, seit dem Rückzug von Pantschowa! Und seitdem war ich Sieger überall...“

Der Pater will reden und hebt die Hand.

„Ach, sei still, Pater Alois.“

Und es ist still, lange Zeit. Nur der scharfe Ostwind schlägt sich mit Zeltleinwand und Schilfrohr, die Giftmücken summen ihre Fiebermelodien seltener, das Feuer knistert eintönig, schläfrig...

Dumpf und zuwartend buckeln die Doppelposten auf ihren Pferden, das Karabinerrohr in die Seite gestemmt. Einer saveaufwärts, der andere links unten in undeutlicher Weite, wo gegenüber der riesige Wald der Zigeunerinsel dunkler als alles andere Dunkel auf dem Flusse hockt.

Und fern über den Strom herüber wiehern die türkischen Pferde. Eines von denen der Karabiniers schreckt auf, antwortet, dann hat wieder die Nacht ihr langes, tiefes Gespräch mit dem Winde und den Flammen des Lagerfeuers.

„Du, Pater?"

„Ja, Claudio."

„Ich kann ja doch nicht schlafen. Lies mir den Brief des Kaisers vor."

Vor seinen Leuten hatte er sich im Dialekt gehalten. Jetzt, wo er ernst ist, merkt man am reineren Deutsch den leise italienischen Einschlag; — von der Mutter her.

Langsam zog der junge Priester den Brief hervor. Sein kluges, scharfgeschnittenes Antlitz zuckte ironisch, aber nervös. Es war ihm unbehaglich zumute, denn er kannte schon den Inhalt.

Der Kornett hatte sich langhin ans Feuer gestreckt, war todmüde und kümmerte sich um nichts als um Verdauung und Schlaf. So hielt Pater Alois den Brief an die Flammen, wo er die Züge am besten entziffern konnte.

„Ja, mein Kapitänleutnant, nun sind wir beide in der allerhöchsten Ungnade und müssen das freie Leben vergessen. Ach, ihr lieben Heiligen, und es war schön!"

„Zeig her. Ist nicht Kaisers Schrift; die hat lange, dünne Schnörkel, und das ist eine Copia. Na, ist leichter zu lesen als des hohen Herrn Hand. Also?"

„Liber Feldmarschall Graf Wallis. Will Euch, nach getaner Mahnung, widerumb als Euer gnädigster Herr, privatissime ans Herz legen, Ihr solt mir den jungen Marches Runier streng verweisen oder besser gar nacher Wien schicken, indem Wir, seit Unser Hochseliger Herr Bruder ihn immerweilen als sein Blut erkennet hat, geistlich Fürsorg für ihn schuldig seynd. Es hat uns dieser Runier hier an Hofe vill Sorg gemacht, indem er als Jagdjunker nit zu bändigen gwest. Hat ein hauend Schwein, das Uns angenommen und des Wir uns selber gar wol erwehrn hätten künnen, abgefangt und dabey gegen Sitt und Gerechtigkeit die blanke Seitenwehr in Unserer Gegenwart gezogen, was zu übler Nachred Anlaß geben hat, als wollt Uns der Runier gar zu Leybe, in solichem geredt hat er gestanden. Als er dafür ein gelindt straff

empfahn, hätt er zu Possen dem von Urschenpöckh ein drastisch Mittl inn Weyn getan, so daß der sich vor bedrangnus nit wol zu helffen gewußt und in unserm Anblick in ein Pusch hat hucken müssen.

Da wir den von Urschenpöckh von Hof verdammten, hat der Runier sichs erbeten zum Hauptquartier zu gehn. Obwol die jung ehfrau die wir ihme gegeben guten Leybes war hat er sie auf der Thonaw mit dem Hofkriegsrat von Wantheimb mitfahren lassen. Von unsern Herrn Schwigersohn weg ist er zum Palffy geloffen um eine Kornetenstell bei dessen Kürassiers, und hat seyn jung Weib gesegneten Leybs allein nacher Wien entlassen und auch des Herzogen Franz Hoheit nit länger dienen wollen. Wiewol sich nun der Marches Runier seitdem viel vigueur erworben in feldt, so hant wir doch befunden, ihme um sein Seelenheyl einen von den patres der societas Gèsu zu schickhn, den hat er, wie uns der Provinzial Unserer lieben Frau zu Temeschwar klagt, also gedrehet, daß

die Höll den Schutzengel verleitet und aus eim tugendhaften Priester ein Sauf- und Lagerpfaff geworden."

Der junge Jesuit wischte sich den Schweiß von der Stirn und fuhr fort:

„Wenngleich uns ein solch wort will zu hart dünken, so gefällt uns nit, daß ein Priester mit denen Reitersleuten attaquen reitet und hat auch ein aga, so der Runier gefangen, damit bekehret, daß er ihme in weyn trunken gemacht, worüber die Heiligen schamrot hätten werden mögen, zumal der von Runier ihn getröstet, daß ein Türckh seyn auch ein gut Ding wäre."

Runieri lachte. An den lustigen Türken, den sie das Trinken gelehrt, dachte er gern.

„Der Provinzial fordert, den Pater Aloysium nacher Wien zu senden, damit er nit gar verdürb. Was aber den Marches betrifft, so möchten nit, daß der ein zweiter Bonneval würd..."

Runieri legte jäh seine Hand auf den Arm des Geistlichen. Er sagte nichts, aber der andere

hielt inne und sah den jungen Kapitänleutnant ins Gesicht, das vor Erregung all sein Blut verloren hatte und blaßgrau geworden war. Scheu sah er nach dem Kornett am Feuer. Der schlief.

Lange Zeit war Stille, und der Jesuit beforschte die offenkundige Fassungslosigkeit des andern mit nachdenklichen Augen.

„Lies wieder."

„Wieder? Das vom Bonneval?"

„Nein. Weiterlesen hab' ich gemeint."

„Deshalb resolvieren wir, Ihr sollt uns die Beiden an zweien getrennten Posttagen her nacher Wien schicken, wobey Ihr den Runieri als Kurier staffieren könnt..."

„Nichts weiter?"

„Die Kopi' geht nur bis daher."

Der junge Marchese Runieri atmete langsam, stockend, schwer. „Gehst du nach Wien, Pater?"

„Ich bin zum Gehorsam erzogen in dem Orden, dessen Schüler ich seit Kindestagen war," sagte der Geistliche. „Vom freien

Drauflosleben habe ich nie gewußt; es wäre vielleicht ein anderer Mensch erstanden als der Pater Alois. An deiner Seite hab' ich nun ergründet, was Krieg und Krankheit, Haß und Hunger, Siegerjubel und Panik aus unserm Herzen machen, und es soll mir nicht zu Schaden gewesen sein. Unsere Herren Väter von den sieben Chören der Engel zu Wien kennen nur die Strenge und das Gesetz und leben und geben nur den Buchstaben. Ich habe hier ein Stück Leben mitgemacht und dir dank ich's, Runieri, wenn ich ein milder Priester sein werde. Ach, Claudio, ich zittere nicht vor der Profeß zu Wien, sondern vor den Abgründen meiner Seele, die mir diese Prüfungszeit aufgetan hat!"

„Pater, willst du mir nicht dein Herz erleichtern? Was macht dich so unfrisch? Du warst bisher wie einer der unsern. Wirf den Priesterrock ab; ich sag' dir ... aber nein. Später. Jetzt rede du. Warum willst du gehorchen?"

„Ich bin allein nicht starr und stark genug. Mir muß Zucht widerfahren. O Claudio, diese Spanier sind anders! Ich bin Wiener. Die spanischen Patres haben hart zu tun im Schulhof mit uns neuen Jüngern. Die spanischen Väter sind jeder bloß eins; ohne Wanken und Zweifel; wir sind alles mögliche. Für sie gibt es kein Abirren; uns ist Abirren der Lebensweg. Claudio, es ist eine Not der Seele ohnegleichen, bis unsereins Richtung halten kann und in der spanischen Schul' so eingeritten ist, daß er nit mehr anders gehen mag."

„Da wären wir ja nun," sagte Claudio, und seine unruhigen Augen wurden ernst.

„Ja," seufzte der Jesuit. „Mein Vater war Schwab', meine Mutter Wienerin. Mein Großvater mütterlicherseits Böhm', die Großmutter Walachin, deren Vater ein Türk'. Das sind zu viel Stimmen in einer armen Seel'."

Runieri sah ihn überrascht an. „Du glaubst, daß das Blut unserer Väter und Mütter weiter-

red in uns? Daß nit jeder Mensch neu geschaffen wird von Gott?"

„Gott hat Pferd und Esel getrennt. Wenn der Mensch sie zusammenbringt, kann's der Herr der Welt nit hindern, daß Maultier draus werden. Vielleicht hat er's auch so gewollt, um ein Beispiel zu geben."

Der junge Offizier sprang auf und ging in die Nacht hinaus. Besorgt wollte der Jesuit ihm folgen, aber Runieri winkte ihn weg. So blieb er denn am Feuer, sah in die Flammen, denen er ein paar Scheite zu fressen gab und wartete.

Nach einer Zeit hörte er leise Stimmen. Runieri hatte den Zigeuner geweckt und sprach mit ihm. Lange Zeit. Dann kam er wieder ans Feuer zurück.

„Du, Pater. Ich geh' nicht nach Wien."

„Willst denn bei dieser Armee bleiben!?"

„Auch nicht."

„Was? Abschied nehmen?"

„Höre zu, Pater. Ich will dir auch meine

ganze, zerrissene arme Seel' öffnen, weiter als du's getan hast mit deinen kargen Worten. Du sollst es als Beicht' nehmen, denn es ist das erstemal, daß ich mich dir als dem geistlichen Beistand vertrau', den mir der Kaiser geschickt. Mußt mir's auch in die Händ' geloben, ohne Hintergedanken, daß du nit eher von mein' Vorsatz erzählst, als bis ich diesen meinen Ritt auf Tod und Leben angetreten hab', von dem ich dir zuletzt reden will."

„Wann du dir nit abraten laßt, will ich die Weil' wohl schweigen, außer es geht der christlichen Kirchen oder der Ehr' des allergnädigsten Herrn entgegen."

„Dann hör'." Und der junge Runieri zog den Pater vom Feuer fort in die Nacht hinaus. Gegen Beschanja führte ein Sträßel, und auf dem gingen beide hin und wieder, während der junge Runieri viel Schicksal und brennendes Leid erzählte, das er bisher aller Welt geheimgehalten hatte.

„Ich bin nit wegen des Streiches mit dem

Urschenpöckh aus Seiner Majestät Waidlehr ausgetreten. Es ist auch eine Lüg', so die von Hof dem höchsten Herrn eingeredt, daß ich das dem Kaiser zum Possen getan. Selbiger Jokus war unüberlegt und zu bloßer Lust der jungen Leut' angericht't.

„Aber an dem Tag hat sich mein Schicksal von innen heraus gewandt. Ich war bis dahin ein lustiger Gesell. Edelmann, und so war's gut. War hoch zufrieden, mit roten Schuhabsätzen bei Hof erscheinen zu dürfen. Daß der Kaiser, der ja nit einmal bei des Straßnizky Possen lachen darf, um sein Heiligkeit nit zu verletzen, zu meiner törichten Jugend ein gar abweisend Antlitz gemacht hat, das war mir ein kleiner Kummer. Zumal, um mich zu Ernst zu bringen, Ihre Majestät die Kaiserin mir das Töchterl des Kammer- und Hofrats von Wantheim zugeführt hat. Meine junge Ehefrau war ein zuckernes Ding, weiß und rot, formiert wie eine Puppen und auch ein Spielzeug wie eine Puppen, und ich war rasend ver-

scharmeriert in sie. Hab' uns beide in den ersten vierzehn Nächten beinah zugrund geliebt, so daß Ihre Majestät meiner Eheliebsten ein gnädig Winklein geben mußt: Übermaß blieb gegen das sechste Gebot, auch im heiligen Sakrament der Eh!

„Denk' ich mir: Hast recht, beginnst dein gesund froh Jägerleben wie ehedem. Und da war's, wo ich dem jungen Urschenpöckh, der mich genecket, Rhabarber und Rizinus in den Jagdwein getan, da er am durstigsten war. Daß ihm das an zu unrechter Stell' und also bös verschlagen sollt, war nit mein Willen. Er aber hat die Verbannung vom allergnädigsten Angesicht nit zu ertragen gewußt und mich bitterlich geschmäht, daß mir darob das Herz zerbrochen ist."

„Geh! Das hättest du doch nicht ungerochen lassen, Claudio."

„Da hab' ich mich nicht wehren können," sagte der junge Runieri, schwer atmend. „Denn weißt du, was er mir gesagt hat?!"

„Claudio, faß dich, sei ruhiger und red' leise. Du tust mir auch an der Hand weh."

„Vergib. Mich macht's noch immer verrückt. Also in Ruh': der Sohn des Achmet Pascha wär' ich, hat er gesagt."

„Des Renegaten!"

„Ja, des Grafen von Bonneval. Meine Mutter war Furlanerin und sang in der Opera am Kärntnertor, wo sie des Kaisers Josefi Majestät lieb gewann. Als er sie nun nicht als maitresse en titre behalten konnt, und dem Marchese Runieri gab, weil mein jung Leben schon begann, da seye der Feldzeugmeister Graf Bonneval längst des Kaisers Nebengänger gewesen. Und eins ist wahr. Zur Zeit, da ich entstand, war er zu Wien Hofkriegsrat und damals soll des Kaisers Josefi Majestät sogar in der Hofreitschul den Degen ein wenig gelüftet und halb im Scherz gesagt haben: ‚Könnt' ich diesem Franzosen nur an den Kragen'."

„Das sind doch alles lächerliche Vermutungen."

„Pater, ich weiß, daß die Aufregung den Tod meiner armen Mutter mit herbeiführen geholfen, wie der Bonneval den Statthalter der Niederlande und gar den Prinzen Eugenio zum Duell gefordert hat, und er zum Tode verurteilt ist worden. Sie hat ihn nie vergessen gehabt. Ich selber kenne den Bonneval nit von Antlitz, weil er bald im Banat war und bald in Flandern. Und von der Festung Spielberg begnadigt, ist er gleich weg zu den Türken. Das sind neun Jahre, und ich hab' nit bedacht, daß er Claudio hieß wie auch mein Nam' ist. Claude Alexandre hieß er; ja!"

„Freund! In Wien sagt's doch alles, der selige Kaiser hätt' dir den Namen geben nach seinem Leibkomponisten, dem verewigten Claudio von Monteverde!"

Der Offizier seufzte. „Ja, ja. Meine Mutter war eine kluge Künstlerin."

„Aber der selige Kaiser hat dich auf seinem Totenbett seinem Bruder Karl empfohlen!"

„Ja, ja. Wann ich zu meinem Töchterl, das mein echtes Fleisch und Blut ist, dereinst in Wien ein zweites Kindel krieg, werd ich das arme Würmel auch nit verleugnen mögen, wiewohl ein hoher Herr meiner jungen Ehefrau den Hof macht."

„Claudio, dein Herz ist bitter. Schämst du dich nit des Verdachtes?"

„Hab' ich Grund, die Frauen zu achten," redete der junge Runieri traurig dagegen. „Meine Mutter hat vor allen Leuten um Geld und Gunst ihre sentiments ausgesungen, da ist ihr kein echtes Herz im Leib verblieben, und meine kleine Puppen in Wien ist eine coquette."

Lange, lange Zeit war's peinlich stille bei den zwei Freunden. Dann schrie Runieri jäh in die Nacht hinaus:

„Mich aber, mich will ich achten können, da mir nichts übrig bleibt, als ich mir selbsten! — O, Pater, Pater, was weißt du, wie es mir Herz und Eingeweid zerfressen hat, als mir der von Urschenpöckh das gesagt hat. Blut und Galle

hab' ich erbrochen und nit weinen und nit wehren können! Hab' mich dran gewöhnt gehabt, die Leut murmeln zu hören, ich sei von habsburgischem Blut und mir stolz gedacht: bist halt doch von Adel, und was die Mutter zu wenig gehabt, war beim Vater zu viel. Aber dann hören müssen, ich sei eines Verbrechers, eines Erpressers und doppelten Deserteurs und Hochverräters Sohn, der mit dem Erbfeind im Westen schon konspirieret, ehe bevor er nach Osten zu den Türken gegangen war!"

„Dann hätt' ihm der Kaiser nit bloß ein Jahr Spielberg gegeben."

„Siehst du, das hab' ich mir selber gedacht! Daß er vielleicht unschuldig gewesen sei und bloß Feind und Lügner gehabt hat wie ich selber, so jung und gering ich war! Und er ist doch wer! Er ist mehr als alle Generals der Majestät, soviel ihrer heut' leben und er, Österreichs großer, einziger Feind hat uns die drei unglücklichen Feldzugsjahr angericht't, sonst niemand! Der eine, eine Mann...

„Pater! Vorm Jahr hab' ich den Kaiser verzweifelnd rufen hören: ‚Gnädigster Heiland, ist denn all unser Ehr' und Glück mit dem Eugenio dahin?' Da hätt' ich schreien mögen: ‚Ja, ja. Mit dem Eugenio und mit dem ingenio.' Denn wann eins eigentümlich ist bei den Allerhöchsten unseres Erzhauses, so ist es das: der horror ingenii, die sichere Abweisung all des, was der Franzos du genie heißt. Der wilde Feuergeist, dem sperrt er sein Herz. Ist's die alte Eifersucht der Famili, ist es Lebensangst und Fremdheit, daß ihm das dämonium unbehaglich sein muß? Unseres hohen Herrn Majestät, gesegnet sei er alle Zeit, hat ein heilig's Herz, ist gut, gerecht, hochgemut, großmütig. Ja, ein heilig's Herz hat er, bei der reinsten Jungfrau! Aber er will und kann nit durch den Weihrauch sehen, in den er seine Gloria gehüllt wissen muß und drum riecht ihm das feurige ingenium nach Schwefel. Mich aber, Pater, mich zieht's wie mit einer Magie nach dem, was dem frommen Herrn unbequem

sein muß. Zum Ingenio zieht's mich und heiß' es Bonneval!"

„Claudio, ich warn' dich! Das ist vom Bösen, was dir da beikommt!"

„Was, vom Bösen? Und wer hat mein Herz mit tausend fragenden Stimmen zerrissen: ‚Wohin? Wohin?' Als ich die Mutter nit ehren kunnt, als ich in einen Abgrund sah, wo das Bild meines Vaters sollt stehen? „Wohin mich retten," hätt'st du mich hundertmal zu Gott beten hören können. Streit' als ein guter Soldat für dein Vaterland, hat mir mein Beichtvater zugeredet, und ich bin mit dem Herzog und Prinzeßgemahl zur Armee. Haha! Vaterland: die einen Generals haben gestohlen, die anderen ihre Truppenständ' gefälscht, der Rest führt Krieg gegeneinander, und jeder freut sich, wenn der andere geschlagen wird. Die Furi des Kriegsgotts Eugenius ist ein stehend Wasser geworden und keiner hat Riß und Drang nach vorn! Wir kleine Offiziers und Soldaten schlagen uns wie Helden alter Tage und die Gene-

rals kriegen Angst, sobald wir den Türken geschmissen haben, der könnt's anderswo herum versuchen, und weichen und weichen und schwanzkneifen.

„Und vorigs Jahr, da war der Herzog an der Donau; eine energische Offensiv hat er anheben wollen. Da haben sie ihm aus Angst, er könnt' die gefälschten Truppenständ' durchschauen, wie Waffenstillstand war, ein Lagerfest gegeben und die schönsten Frauen aus Temeschvar geholt. Bei Fackelschein haben die Herrn und Damen eine Sarabanda getanzt mit lieblicher Musik, und derweil haben von jenseits des Stromes die türkischen Pferd gewiehert. Und mein Weibel hat dem hohen Herrn holdselige Augen gemacht, o, so holdselige Augen, trotzdem sie unterm Mieder schon ihr Kindel getragen. Hat's eh schier zerpreßt dabei. Und so ist mir nichts verblieben in diesem Land, auf das ich stolz sein könnt. Nichts, woran ich mich schließen könnt. Abgetrennt bin ich von Kaiser und Land, Marschalls und Familie!"

„An das Kindel sollst du denken, hörst? Dein kleines Mädel in Wien hat keinen Vater, deine junge Frau keinen Halt. Was suchst du hier, wo du doch an allem verzweifelst?"

„Mich selber, Pfaff, mich selber!" Donnernd klang dieser Ruf und der Jesuit erschrak.

„Weißt du, daß du dich aufbäumst gegen Gott? Denn der hat uns geschaffen, um uns selber zu verlieren!"

„Das ist nit wahr! Und wenn's wahr wäre, was wär' groß schade? Satan war ein kleiner Beamter Gottes. Als er sich empört und Er selber sein wollt, ist er ein König worden."

„Der Hölle!"

„Muß ihm behagen, sonst tät er Buß. Und ich: O Gott, ich bin ja so allein!"

„Was willst du also tun? Rede klar."

„Krieg führen auf eigene Faust und selber groß sein, da Österreich es selber nit sein kann. Du! Ich weiß vom Zigeuner, wie es in Groß-

wesiers Lager aussieht. Dort, siehst du in der Fern das weiße Belgrad? Sie kriegen die Festung nicht, und gewinnen den Feldzug nicht, wann ihnen ein einziger Mann genommen wird. Bei Uspalanka liegt ihr schweres Geschütz zwecklos, und sie haben den Bonneval trotz der Ungnad des Sultans aus Kleinasien rufen müssen, damit wieder in die Artillerie Leben komme. Der Bonneval soll die schwereren Stück vor Belgrad bringen. Aber das ist das wenigste. Er kennt die österreichischen Generals alle, durch und durch! Und weil der Neipperg zum Großwesier um Frieden gesendet worden ist, so hat er ihm geschrieben, wie der zu behandeln wär'. Der Neipperg ist um seine Ehr heikler als eine Nonn und so behandeln sie ihn wie einen Hund. Spucken ihn an, schimpfen und stoßen ihn. So verliert er Fassung, Mut und Mannstum und wird wie ein verprügelter Bub, der zu allem Ja sagt. In vier Tagen reist der Bonneval von Uspalanka nach Belgrad, und ich hab' meinen Plan, wie ich ihn fang. Der

Bonneval reist nit schnell, denn seit er alt ist, führt er gegen seine trübe Seel eine kleine italienische Kapelle für Musika mit sich; die müssen ihm aufspielen, wann seine zwiespältige Seel' sich gegen sein Paschatum auflehnt. So hat's der König Saul gehalten, so hat's der Rakotzy gemacht, so sollten's alle tun, die unter Gottes Fluch stehn. — Und was tut der Feind in diesen Tagen? Der Thoß Mohamed ist von Pantschowa bis Uspalanka geflohen und ist verschüchtert. Jetzt richtet er mit dem Achmet Pascha das Geschütz her. Im Lager vor Belgrad warten sie drauf mit Angst und Sorg. Wenn ich den einen wegfang und dem Kaiser bring, dann hat ein Kapitänleutnant den ganzen Krieg beendet."

„Ohne Befehl, ohne Erlaubnis willst du in Feindesland vorbrechen und des Kaisers Reitersleut gefährden. Wenn's mißlingt und du sie ans Messer geliefert hast und dich mit?"

„Sind Soldaten. Wär' ein schön's Ende. Meine Frau hat einen Mops, seit sie Kind

war. Möcht' so nit werden; fett, grantig und sich selber ein Verdruß. Das freie Tier ist deshalb so schön, weil's nit alt wird."

„Das freie Tier, ja. Hab's ja mitgemacht, das fessellose Leben und nichts als Reu und Einkehr davongetragen. Aber seit ich dich so ganz enthüllt seh, graut mir davor."

„Du bist nit gemacht dazu, sonst gingst nicht wieder nach Wien in dein Käficht."

„Claudio," sagte der Jesuit mit bittender Stimme, „ich will dir Freund bleiben und Wiederkehr zum Kaiser offen halten bei gnädigster Buß! Aber sag' mir nur eins. Wenn du den Bonneval fängst und es weist sich doch, daß er dein Vater ist?"

Claudio schwieg und sah zu Boden.

„Du hast also schon dran gedacht. Du hast's ja gesagt, es zieht dich zum Genie. Was dann, wenn du seines Blutes bist?"

„Dann," sagte Claudio leise und hart, „dann geh' ich mit ihm durch dick und dünn."

Sie waren ans Lagerfeuer zurückgekommen.

Der Geistliche blinzelte, als er in die Flammen sah und schwieg und schwieg.

„Hast mir nichts zu sagen, was?"

„Nein."

„Aber zu andern willst du jetzt reden, gelt?"

„Mein Wort bindet mich nicht, denn das geht gegen Kaiser und Religion."

„Kornett, hallo! Aufwachen. Ziganj, hierher! Trompeter, weck' die Leute." Runieri rief's heftig aber halblaut und das Blasen verbot er dem Trompeter.

„Bist du verrückt, Claudio?" fragte der erschrockene Jesuit, während die Reiter aus dem Schlaf fuhren und sich nach dem Geheiß des Wachtmeisters schweigend zu sammeln begannen. Aber da hatte ihn Runieri auch schon unterlaufen und zu Boden gerannt, falsch und flink wie eine Katze.

„Claudio! Claudio!"

„Ziganj! Stricke und Knebel. Kornett, hilf den Pater binden."

„Eine Felonie willst du begehen, Claudio!"

Eilig aber sorgfältig schnürte der Kapitän dem überraschten Geistlichen Arme und Beine, ohne ein Wort an ihn zu verlieren.

„Der Bonneval, scheint's, ist doch dein Vater, du, Felino! Der Bonneval hat auch" — —

„Den Knebel, den Knebel! Bravo, Zigeuner. So." — — —

Ein paarmal stampfte der Jesuit, rang und wand sich, dann lag er still.

„Ja, Pater. Es geschieht dir nichts Böses. Du wirst ins Zelt getragen, und da morgen der Hildburghausen mit Verstärkung nach Beschanja kommt, so wirst du bald befreit sein und kannst erzählen, was du willst. Gott befohlen, du hast's nicht anders wollen. Bist halt doch ein Jesuit. Tragt ihn hinein. Die Zelte bleiben stehen."

Er wandte sich lebhaft um. „Wachtmeister, die drei großen Zillen sind bereit?

„Zu Befehl, Kapitänleutnant."

„Dann beginnen wir gleich. Damit ihr's

wißt, Kerle: wir übersetzen die Save und fangen einen Pascha. Leut', dort hinter den Waldbergen, so recht im Rücken des Erbfeindes kriegen wir ihn. Still! Nit juchezen, der Türk', drüben von Belgrad her, könnt' nit weit sein und uns hören. Vor Tau und Tag müssen wir mitten in den Makischsümpfen sein, dort schlafen wir, solang die Sonn' am Himmel steht und dann bei Nacht weiter!"

Während die kleinen bosnischen Pferde, mit denen Runieri nach und nach seine in den Schlachten verlorene ungarische Rasse ersetzt hatte, in die Zillen gebracht wurden, rief Runieri den Kornett und den Zigeuner.

„Ziganj, bist du deines Weges sicher? Ich hab' dir das Leben gerettet. Aber ich nehm's dir wieder, wenn auch nur ein Punkt nit stimmt."

„Kommt sich Pascha wahrhaftig am zweiundzwanzigsten August über Grotschka."

„Und nit mehr als sieben Meilen sind's über die Berg und Wälder?"

„Von Makischsumpf aus sieben Meilen.“

„Geht's hoch hinauf? Steil?

„Nein, nein. Eine Meil' im Doljanskibach, damit hinter sich Rösseln keine Spur lassen. Die alte Karaula oben auf der Lipoviza weiß der Herr? Das ist ein steiles Stückel, aber die Bosnijazkipferdel klettern's wie Katz. Von da dann, oben auf Höh, ist beinah wie Kegelbahn. Immer auf Kamm durch Wald; Weg is gut. Kann man Holz fahren.“

„Hörst du, Kornett? Da hast die schizza. Schau nach.“ Und der Offizier reichte ihm einen Plan der Gegend hin.

„In der Nacht auf den zweiundzwanzigsten reiten wir den Rajzenberg hinunter und zum Zigeunerberg ob Grotschka. Dort schaut man weit über Ort, Donau und Straßen hinunter; stundenlang vorher seh'n wir den Pascha kommen. Herrgott, Kornett, ist das jetzt schön, daß wir nit bei den Kürassiers sind. Mit den schweren Pferden und der Rüstung, und ohne Karabiner ging das nit an, der Ritt übern Berg-

wald und der Überfall. Hei, wie die Salven in den Convoi des Bonneval werden krachen!"

Der Wachtmeister meldete, daß von Mann und Pferd verstaut sei, was in die Zillen hineinging. Zweimal müsse man hin und her fahren, dann wär alles überm Fluß.

„Die Zillen sind zu klein. An der Donau müssen wir größere finden. Ist die Schiffmühle noch ober Grotschka, Zigeuner?"

„Zwei Schiffmühlen, zwei, Herr Offizier! Türken mahlen dort Mehl für Belgrader Lager."

„Die schneiden wir ab, wenn's gut geht. Über die Donau ist der kürzere Weg. Durch die Wälder mag ich nit mehr zurück."

Eine Stunde später lagerten die Karabiniere auf einer trockenen Stelle mitten im endlosen Schilfwald der Makischsümpfe. Der Posten an der Save war nur mehr durch den gefesselten Pater vertreten.

Am Zigeunerberge, hinterm Waldsaum über den Weingärten, lagerte die Kompagnie des Ru-

nieri. Die Pferde an den Pflöcken weideten, erregt und fröstelnd duckte sich die Mannschaft in den Büschen, denn trotz der scharfen Morgenluft durfte kein Feuer brennen; der Osthauch von der Donau schnitt durch Mark und Bein. Das Tragtier mit dem Mundvorrat ist noch nicht abgeladen, den eigenen Vorrat darf keiner angreifen und hungrig, von Hoffnung, leiser Angst und Spannung gerüttelt, lauern die Reiter dem Tag entgegen... Runieri kommt. Wie sie ihren Offizier ansehen, lachen sie gleich übers ganze Gesicht. Ah! Alles war gut gegangen und der von Runieri war ein Haupt- und Staatskerl. Sogar Branntwein hat er im Versteck einer verlassenen Karaula entdeckt; den schickt er ihnen jetzt durch den scheuen Zigeuner. Und kaum hat jeder einen heißen Schluck im Leib, so ist alle Ungewißheit aus ihnen gewichen. Die werden sich schlagen wie wilde Katzen.

Tief unten, fern über der Donau, die ins Endlose zu verströmen scheint, geht die Sonne

auf, und der ganze Fluß ist wie ein Lavastrom. Der große Tag, an dem Runieri, der seiner Abkunft Absage getan hat, zu leben beginnen will, als wär' er Adam. Als wäre er der erste Mensch, der alles sich selber allein verdankt. Sich selber gesucht, gefunden und erfüllt hat.

Vielleicht auch der letzte Sonnenschein in diesem Leben? In diesem erst erwachten, das so lange wie ein harmlos grotesker Traum dahinging, bis das große Staunen kam: „Nichts bin ich, wenn ich nicht alles werden kann. Ein großes, neues Ich, aus mir selber geboren."

Aber nur einen Augenblick sieht Runieri in solcher Ergriffenheit auf den weithin glühenden Strom tief unten, der nach Morgen wallt. Ein kurzer, rüttelnder Schauer noch, dann reißt er sich zusammen. Die Straße hinab fliegt sein Blick. Noch ist sie leer. Nun geht er zu seinen Leuten. „Steht auf, Kerle. Da unten könnt ihr alles sehen, was wir brauchen. Da, vor Grotschka geht die Straße in steiler Windung um den Berg. Da muß der Train stocken.

Eine Salven auf die Vorhut, Kornett. Ich attackier' den Nachtrab, so schmeißen wir Anfang und End' auf die Mitten zurück. Nehmt die Hüt' ab, ihr Reitersleut!

Bei dieser Sonnen Gottes sag ich euch: Ich glaub' und hoff', so wie ihr da seid, ihr bringt heut' den Krieg zu End' mit einem Schlag, oder wendet ihn wenigstens zu Kaisers Glück. Merkt's euch: Den wir fangen werden, das ist der Achmet Pascha, der in Österreich der Generalfeldzeugmeister Bonneval geheißen hat. Na?"

Erregt und fieberig murmelten die Leute. Runieri fuhr fort: „Das kunnt eine Reitertat werden, deren Fama durch die ganze Welt lief und euch Ehr und Versorgung bringt fürs ganze Leben!" Er sah, wie sein Wort mächtig anschlug. „Still, kein Lärm. Versteckt den Jubel in eure Herzen, denn zuerst heißt's, das Leben hinschmeißen, als hätt' ein jeder noch neun andere. Wollt ihr?"

„Ob wir das wollen, Herr Kapitän!" Die einen Reitersleut' hatten die Augen voll Feuer,

die andern voll Wasser. Ein paar legten die Arm' umeinander, alle drängten um ihren Runieri und wollten schier niederknien vor ihm. Der Kornett schluchzte beinah und war dunkel im Gesicht vor Anstrengung, es zu vermeiden.

Der Offizier hob die Hand. „Noch was, Leut'. Auch einem Simson sind einstmal der Philister zuviel geworden. Sollten wir wider alle Esperanz geworfen werden, so schaut dort hinunter. Wo das Bachl in die Donau geht, steht eine Schiffbrücken; die ist schon in der scharfen Strömung und darf euch nit einfallen sie abzuschneiden. Aber tausend Mannsgänge weiter oben liegen zwei unfertige ebensolche Mühlen im Wasser, die will der Türk' fertigbauen, weil sie vor Belgrad kein Mehl mehr haben. Gehen breite Planken vom Ufer hinaus, so daß ihr die Pferd wohl mögt hineintreiben. Dann heißt's Strick abschneiden und mit allem, was bei der Hand ist in Strom hinaussteuern, daß wir geschwinde die Insel zwischen uns und die Türken kriegen. Ihr seht, die ist voller Wald

und fast ein Stund lang. Der schmale Arm diesseits, der ist tief und hat ein geschwindes Wasser, den schwimmen die Türken nit so schnell durch. Diese Insel deckt uns und bis sie auch auf die hinüber seind, dann schwimmen unsere Mühlplätten außer Feuer. Können dann hinter der Neuen Insel anlegen und haben österreichischen Boden, frei vom Feind. Haha? Da lacht's ihr! Der Rückzug ist also sicher, ja? Aber denken dürft ihr mit keinem Augenblicklein dran, sondern daß ihr den Bassen Achmet fangt, und das lebendig! Hört ihr? Nur lebendig!

„Und jetzt helf uns der lieb Heiland und seine gnadenreichste Mutter, Amen."

Die Reiter setzten ihre Hüte wieder auf und Runieri ging bis an den Rand des Steilgrabens, von wo er gegen Ost freihin die Straße sah. Das Herz schlug ihm in kühner Ruhe und Zuversicht; er wartete nicht anders, als ehedem bei der Pürsch auf das grobe Hauend-Schwein. Nach einer Weile legt sich eine Hand auf seine Schulter. Demütig steht der Zigeu-

ner hinter ihm, das breite, kupferige, fettglänzende Antlitz geduckt, die dunklen verschmierten Augen wandernd, ruhelos und immer abseits suchend wie stets.

„Na, armer Sünder?"

„Rume will wissen, was kriegt für Lohn, wenn reiches Pascha mit Gefolg ist gefangt?"

„Du, ja, Ziganj, wie kann ich wissen, was wir selber kriegen. Wann wir ans Land gekommen sein werden, dann zählen wir erst, wieviele wir sind und dann die Beut', und geteilt wird nach Kriegsbrauch."

„Und, Rume, ohne den der Herr nit wissen hätt', daß Bassa Achmet kommen und daß in Türkenlager Sorg und Not sein und daß Kanonen nit gut, und daß" — — —

„Ziganj, du wirst zufrieden sein. Hast aber schon vergessen, daß ich dich vom Galgen geschnitten hab'?"

„Nie, Exzellenz, Herr; hohe Herr, nie! Nie! Rume dankbar sein bis auf die Knie. Wollen jetz' gehen, beide Schiffmühlen ansehen,

vielleicht kann Ruder hinbringen, daß schneller dann hinter Insel versteckt?"

„Hm. Der Gedanke wäre gut. Aber weißt du, Zigeuner, mir ist doch wohler, wenn du in meiner Nähe bist. Wachtmeister, geh', gib dem lieben Kerl da einen Schluck aus dem Slibovitzfassel und noch einen. Und laßt ihn nit gar so allein stehen, als wär' er kein Christenmensch." Runieris Augen blitzten einen Augenblick bedeutsam auf; der Wachtmeister verstand.

Der Zigeuner ging willig mit dem dicken kleinen Wachtmeister. „Betrübt und gekränkt?" fragte der.

„Nein, o, o, nein!" sagte der Zigeuner. Aber seine Augen, die wie verwischt aussahen in ihrem samtigen Braun, wanderten ringsumher auf der Erde und erhoben sich nie.

— — — — — — — — — — — — —

Und Runieri wartet und wartet. Erst geduldig, dann aufmerksam, dann fieberhaft. Kleine Transporte gehen auf der Straße dahin,

gemeine Spahis reiten zu dritt, zu siebent, aber kein größerer Zug kommt. Hat Achmed Pascha Verkleidung genommen und ist als einfacher Reiter nach Belgrad gegangen? Das Herz krallte sich ihm an den Hals. Wenn das wäre! Dann hat er den Offiziersrang verwirkt und ist in Schande, Strafe, und Spott gefallen. O, dieses Warten, dieses Bangen!

Der Mittag kommt, die Augustsonne lastet in der entsetzlich schwülen Luft. Seine Leute haben gegessen, jetzt schlafen sie, getröstet wie sie sind. Ihr Führer besorgt schon alles. Und er allein schaut stromabwärts, daß ihm die Augen kreisen und dunkel werden und bändigt sein Herz, das in ihm frißt und bohrt.

„Heiland, was ich leide! Wann wird Gewißheit sein? Werden wir die Attacke reiten? Heut'? Überhaupt? Ah, wenn die Trompeten aufschreien, das wird ja das Himmelreich sein. Nur endlich, endlich Gewißheit."

Aber der Nachmittag wird spät, rötlich färben sich die Dünste über den Sümpfen und

nichts kommt. Immer noch nichts als kleine Einzelfuhren und lumpiges Marodeurvolk. Entdeckt konnten sie werden, ja! Nun, der Wald ist dicht und Wachen stehen genug... O Gott, wie lang und bang ein Tag sein kann.

Und die Sonne ist im Westen hinter eine Wolkenbank gegangen. Schummerig wird's, und der frische Reiterführer ist halb zerstört vor Qual und Ungewißheit. Eine Viertelstunde starrt er noch apathisch hinab, dann zur Erde. Nun war alles verloren. Soll er die Nacht hierbleiben? Die Donau übersetzen? Zurück?

Einmal noch fliegt das trostlose Auge über die Straße hin. Da: Alle Heiligen! Sind die Türken denn aus der Erde gewachsen? Da biegt ja ein großer, ganzer, weithinwachsender Wurm daher! Troß und Wagen, Reiter. Es ist weit, weit, aber er glaubt die Schellen klingeln zu hören, so braust ihm das Blut und seine Augen werden dunkel. Dann rennt er zu seinen Leuten.

„Kornett, Wachtmeister! Da hinab, —

seht!" Und ein unterdrückter Jubelruf geht durch die erwachenden Soldaten. „Sie kommen."

Der Kapitänleutnant schätzt die Stärke der Begleitmannschaften ab. „Sie sind schwächer als wir." Der Wachtmeister widerspricht gehorsamst. „Weniger Reiter, aber eine Abteilung Janitscharen." Dafür ist eine Menge Troß dabei. Ob er seine Musikbanda noch bei sich hat? Und die Sänfte, die Sänfte! Da ist er drin. Er selber. Sicherlich! Wenn der Troß in Unordnung kommt, haben die österreichischen Karabinerreiter leichtes Spiel. Runieri ruft seine Leute an, weist ihnen ihre Plätze, ihre Rollen an; — plötzlich sieht er unruhig umher.

„Der Zigeuner! Wachtmeister, wo hast du den Kerl?"

„Der Herr Kapitänleutnant hat mich doch weggerufen?"

„Uj, Sakrament, der Hund ist fort. Suchen und bringen, tot oder lebend!" Ein paar Leute wollen drauflosrennen, da faßt sich Runieri, der vor Schreck rot geworden war.

„Nichts da. Ich weiß, wohin die canaglia ist. Dem Pascha entgegen, uns verraten und nit anders. Hat bei uns ein schlechtes Geschäft gesehen, hofft dort ein besseres. Hund und Teufel! Weit fort kann er nit sein. Wir müssen die dispositione ganz ändern und den Bassa angreifen, eh' uns die Bestie verraten kann. Die Pferde zur Hand! Wir müssen die Straßen abschneiden, da gradaus durch den Waldgraben hinunter, auf der andern Seiten hinauf. Steil, steil ist's aber, Hals- und Beinbruch: wir müssen!" Er sah in die Kartenskizze. „Ah! Wir haben die gleiche Möglichkeit am Brestovikberg. Die Straßen steigt vom Engpaß am Karaulskibach in Windungen steil bergauf. Na, wir fallen sie vorn an, ehe sie aus dem Engpaß kommen. Die Dämmerung ist gut dazu. Die hilft uns. Sie von hinten umgehen geht nimmer an, sonst hätt' ich — — ach was! Der Zigeuner, der Hund. — Vorwärts, Leut!"

Und das Klettern im Bergwalde beginnt.

Wie im Fieber hasten die Soldaten. Es sind keine sechstausend Schritt, aber die Pferde brechen beinahe zusammen. Mit dem Attackereiten wird's wenig sein und ein Glück ist es, daß sie die Karabiner haben. Auf der Höhe des Birkenberges sammeln sie sich und lassen die Pferde verschnaufen. Links an der Straße geht ein Steilhang dahin; die Hälfte der Reiter muß absitzen. Einer treibt ihre Pferde in geschützter Rückenhut dorthin, wo die Straße gegen die Grozka-Insel hinabgeht. Diese Karabiniers sollen die Straße unter Feuer nehmen, die frischeren Pferde bleiben zur Attacke.

„Mut, ihr, kaiserliche Reitersleut! Wann's schief geht, dann auf der Straßen zu den Schiffmühlen. Ist aber eine halbe Meil' jetzt bis hin. Wem's zuviel wird und wer's kann, der schwimmt zur Grozka-Insel, von da zur Neuen Insel, von da ins Ungarische. Hinter der Neuen Insel Sammelstell'!"

Kaum hat Runieri die abgesessenen Karabiniers in den Wald links ob dem Bache ge-

sandt, so krachen auch schon Schüsse. Der Türk' hat Seitenhuten ausgeschickt.

„Zur Attack, zur Attack," schreit gellend der verzweifelte Offizier, und die Reiter, den kurzen Pallasch in der Faust, stürzen gedrängt in den Engpaß. Eine Salve knattert; Pferdebäumen und Sturz. Aber ob all dem Tumulte fliegt der helle Ruf des Runieri: „Attack! Marsch, marsch!"

Sie haben die Türken! In dem engen Paß konnten diese, obwohl nur zur Hälfte überrascht, nicht viel Gewehre ins Gefecht bringen, um so mehr, als ihre Seitenhut durch das Waldgefecht mit Runieris Fußkämpfern gebunden ist. Runieri hat einen Schuß an der Wange, aber er fühlt, daß er ihm keine Kraft nimmt. Das tröpfelnde Blut macht ihn nur wütend und sein Pallasch beißt und würgt sich durch das entsetzte Gewirr von Mann und Wagen und Roß. Bis zur Sänfte, nur bis zur Sänfte kommen!

Runieri hat sich nicht umgesehen. Er weiß

nur, der Kornett ist an seiner Seite. Und die beiden Stahlklingen fressen das hellrote Leben. Der Kornett schlägt sich wie ein Held und im tosenden Gebrüll der Türken kommen sie an die Sänfte, deren Träger geflohen sind. Runieri reißt die Pistolen heraus. Und er jubelt über den Lärm empor:

„Bonneval! Bonneval! Ich bin Runieri, Claudio Runieri!"

Das Blut braust in ihm. Der Kornett kracht samt dem Pferde wie ein fallender Turm vornüber und zusammen; das tut ihm keinen Schreck. Reitertod. Zehn, zwanzig Klingen zischen um ihn, Pistolen krachen, er reitet die Sänfte an. „Bonneval! Ich bin Claudio Runieri!"

Und vor der regungslosen, verlassenen Sänfte bricht er unter dem wirren, lachenden, schallenden, jauchzenden „Illallah" der Türken zusammen. — Er hat's gar nicht gefühlt, wieviel Kugeln in seinem wildangespannten jungen Leib schlugen. „Allah, illallah," überschlagen sich gellend hundert Stimmen. Es ist ein Jubel,

der die Ohren sprengt, — Runieri hört ihn nicht mehr.

— — — — — — — — — — — — —

Der junge Runieri wäre wohl nie mehr erwacht, wenn seine Banater Schwaben nicht so übermenschliche Anstrengungen gemacht hätten, ihn herauszuhauen. So hatten sich die Türken ihrer Haut zu wehren und verloren sogar die Sänfte, in der die wütenden Soldaten nur ein schönes, reichgeschmücktes Weib ohnmächtig fanden, dem sie beutegierig alles vom Leibe rissen. Bei diesem unseligen Plündern waren sie durch einen neuen Vorstoß der Türken unter Bonneval selbst vertrieben worden, und hatten ihren Herrn zurücklassen müssen, dem erst am Morgen nachher als Gefangenem zu Grozka das Bewußtsein wiederkam.

Bonneval war gerufen worden, als Claudio erwachte, und der todschwache junge Mensch erkannte den Freund der Mutter nicht, so sehr hatte die fremde Tracht, der Turban und der lange graue Bart das wilde, scharfe Gesicht

des Abenteurers verändert. Verschönt und gemildert sah er so aus, als er sorglich an das Lager des Schwerwunden trat und in französischer Sprache fragte:

„Können Sie reden? Ist Ihnen wohl?“ Runieri schwieg.

Da sagte der Pascha auf deutsch: „Verstehst du mich? Kannst du antworten?“

„Was ist mit mir geschehen?“

„Ich bin Bonneval...“

Runieri erinnerte sich, lächelte bitter. „Ich bin in deiner Hand?“

„Ja. Und nun nimm dein Gedächtnis zusammen und sage: Ist es wahr? Du hast mich gerufen bei dem Überfall? Ich war beim Nachtrab und hab's nicht mehr gehört. Einer deiner Reiter hat gesagt, du seiest der Marchese de Runieri und hättest meinen Namen und den deinen geschrien?“

„Was ist mit meinen Reitern?“

„Du wirst es erfahren. Der Sohn der Felizitas, der Sängerin, bist du?“

„Mit meinen Reitersleuten, — o Gott, was ist aus ihnen worden!"

„Die Teufelskerle sind über die Donau, sei ruhig. Wir haben sie in der Nacht nicht verfolgen können. Nun antworte. Warum hast du unsere Namen gerufen. Ich habe deine Mutter gekannt. Wußtest du das?"

„Ja," sagte Runieri still lächelnd und sah lange Zeit in einem fast beseligten Schweigen nach dem schönen alten Manne, der so milde sprach. Nun kam's ja doch, was er ersehnt hatte.

„Ich habe dich gesucht, Claudius Alexander von Bonneval, um dich gefangen zu nehmen und dem Kaiser zu bringen als Feind Österreichs! Oder" — und dieses „Oder" zitterte in einem tiefen Ton — „um deine Knie als einzige Heimat auf Erden zu umschlingen, wenn du mein Vater wärest!"

„Junger Mensch! Du armes, dummes Kind: Ich, dein Vater?"

„Ja, Graf Bonneval," sagte Claudio leise, wollte ihn anlächeln, wurde wunderlich im Hirn,

murmelte noch ein wenig und sank von neuem in Ohnmacht.

Mit stürmenden Herzschlägen, wie er sie an sich längst nicht mehr kannte, saß der einst so leidenschaftliche Mann neben dem Lager des schönen Jungen und wühlte mit den Augen in den wachsblassen Zügen. Wenn das wahr sein könnte? Wenn ihm das Schicksal in seinen alten Tagen einen Sohn in den Weg warf; schön, kühn, unbedenklich wie er selber und klug! Dieser Zigeuner hatte den ganzen Plan des Jungen enthüllt. Meisterhaft, das stand fest, wäre die Falle gewesen. Aber Felizitas hatte nie ein Wort von seiner Vaterschaft gesagt, auch als er sie gefragt hatte. Des höchsten Herrn war die kluge Sängerin freilich sicherer gewesen. Ein Sohn von ihm schuf ihr Vorteil, das einbekannte Verhältnis mit dem fremden Abenteurer mußte sie ruinieren. Der alternde Mann war hilflos. Hohn und Bitterkeit, Liebe, Mitleid, Zweifel, Erinnerungsweh an schöne, wilde Tage, der Wunsch, es möchte wahr sein, Angst

um das Leben des jungen Offiziers, — das alles tumultierte in ihm. Er mußte Luft haben, sprang auf, ging wie ein Tiger umher, und das erste Wort, das er dem Janitscharen-Aga sagte, den er rufen lassen hatte, war echt türkisch.

„Augenblicklich den Zigeuner aufhängen! Da vor dem Fenster. Ich will es sehen."

Erst dann schickte er nach einem Arzte und bemühte sich aufs sorglichste um den Ohnmächtigen. Aber der war so schwach, daß er erst gegen Abend erwachte, und da hatte schon das Wundfieber begonnen.

„Mein armer Claudio, ich habe dir eine kleine Freude machen wollen und die Kanaille hängen lassen, die dich verriet. Du hast ihm das Leben gerettet, und er scherte sich nicht einmal drum, wie du hießest. Hätte er uns deinen Namen sagen können, so wäre nicht auf dich geschossen worden. Nun hängt er da, vor dem Fenster. Du könntest ihn sehen, wenn du aufsäßest."

„Ich kann nicht sitzen."

Claudio lächelte halb irre, und der Pascha, der eine neue Frage befürchtete, die er nicht beantworten konnte, fuhr fort: „Zigeunern, das merke dir, sind landfeste Bauern und andere Besitzende, Machthaber oder deren Diener dasselbe, wie uns ein Kornfeld oder ein Obstbaum. Sie haben kein anderes Gefühl für uns, als das des Schnitters, der erntet. Brüder sind sie nur untereinander. Dabei sind sie flüchtig, wie die Natur und ihre Wolken; das Vergänglichste und dabei das Ewigste. Nur ihr Eigennutz ist beständig. Wie die Katze kennt solch eine Kanaille nur sich selber und alles, was von ihm erwartet werden darf, ist, daß er seiner Unsicherheit sicher sein will. Nach einer Stunde wird er nie mehr das sein, was er eben jetzt war. Es ist im Grunde hübsch, das. Aber es schadet uns, und der Zigeuner dort am Baum ist darum der zuverlässigste, den du bisher gesehen hast."

Und Bonneval lächelte über seine grausam ironische Schlußfolgerung.

Claudios Augen waren bei der leichten, klugen Rede ruhig und aufmerksam geworden, sein Bewußtsein klarer. Das erstemal, heute morgen, als er erwachte, war ihm Bonneval seltsam, mystisch, rätselhaft vorgekommen. Wie im Fließen war alles. Der schöne große Türke, der französisch sprach und dann deutsch, war wie aus einem orientalischen Märchen an sein Traumlager gezaubert gewesen, und sein Bild lag wie eine Luftspiegelung über einem Strome. Jetzt war alles bestimmter. Claudio staunte ihn an und erkannte, daß in den spöttischen Augen und um den unsäglich ironischen Mund keine ruhige Türkenseele gezeichnet stand. Auch rückte der seltsame Mann eine Truhe ans Bett und setzte sich drauf, nach europäischer Weltmannsart, ein Bein übers andere schlagend, als trüge er Seidenstrümpfe und Culottes aus Versailles. Nun sah die Türkentracht aus wie ein Spott.

„Graf," bat der junge Marchese, „sind Sie mein Vater?"

Eine Weile schwieg Bonneval und überlegte. Seine eigene Ungewißheit war keine Arznei für den Schwerwunden, und der Gedanke, des ruhelosen Abenteurers Sohn zu sein, konnte ebenfalls nichts Sänftigendes haben. So erwiderte er langsam und nachdenklich: „Deine Mutter war wohl meine Freundin, aber sie sagte mir nie ein anderes Wort als dieses, daß du ein Habsburger wärest."

„Ein Habsburger!" sprach Runieri langsam und bitter. „Ein Habsburger? Unehelich, ungesetzlich und ausgeschlossen von Macht und Glück, Stolz und Ehre! Wissen Sie, Graf, daß der niederschmetternde Vorwurf, Ihr Bastard zu sein, mehr Lebenskraft in mich strömen ließ, als der Gedanke an das alte, düstere Blut? Ach, Graf, glauben Sie es denn? Die Ungewißheit war so schön. So trotzig. Sie gab mir einen hellen, hohnlachenden Mut, der mir sagte: wenn du nicht weißt, welchen Geschlechtes Letzter du bist, so sei der Erste einer neuen Dynastie oder noch besser, der Einzige. Sie

glauben nicht, was für ein brennendes Glück in dieser Wunde voll Ehrgeiz lag. Meine jetzigen Wunden, — die spüre ich ja gar nicht, ich weiß nur, daß sie mich müde machen; o, so müde, daß ich es beinahe glauben muß, ich sei Josefs Sohn und nicht der des Antideus, des Luzifer, des großen, ruhelosen Feindes Bonneval."

Da hätte der alte, heimatlose, von allen geschmähte Franzose, dem das Herz bei solchem Lob heiß wurde, den kranken Jungen beinahe an seine Brust gerissen. Aber er sagte in seiner Bewegtheit nur kurz: „Nimm mich als Freund deiner Mutter und sieh mich immerhin wie deinen Vater an, denn ich bin allein wie du. Ich habe keinen Bruder auf Erden. Ich habe Sklavinnen und kein Weib. Ich habe Untertanen, aber kein Kind. Wenn du mir gut sein willst, so zeig' es mir und wünsche, wünsche dir, was du magst, ich will es dir gewähren!"

„Graf Bonneval?" sagte Claudio lächelnd. „Rede, o rede!"

„Es ist vielleicht ein Glück, daß ich nicht Ihr Sohn bin. — Denn ich werde jetzt sterben.“

„Nein, nein!“

„O ja. Es ist alles viel zu gut, zu gelinde, zu hell und zärtlich in mir. Ich bin wie ein Kind. So war ich nie. Und also will mich Gott bei sich.“

„Du bist nur schwach...“

„Und darf ich mir nun wünschen, was ich will, Graf Bonneval?“

„Tant mieux, wenn du nur wünschen kannst!“

„Mein Großvater, der Kaiser Leopoldus, starb sehr selig... Aber ich vergesse. Ist das wahr, daß Sie immer eine kleine Musikkapelle bei sich haben?“

„Ach ja, mein kleiner Claudio.“

„Wissen Sie das? Als Leopoldus starb, da winkte er den Beichtvater von sich fort, als er seine Seele geordnet fühlte und ließ seine Hauskapelle kommen. Die spielte all seine Lieblingsweisen. Von Couperin und Claudio de Monteverde hab' auch ich viel im Herzen. Seit ich

von Wien weg bin, hab' ich weder nach Hofe noch zu Frau und Kind solch Heimweh gekannt, wie nach Geigen, Lauten und Orgelton. Ginge das, daß ich mir eine kleine Serenade unter dem Fenster ausbitten dürfte?"

Der Pascha dachte schmerzlich lächelnd: „Den habe ich zu robust eingeschätzt, als ich ihm zulieb den Zigeuner hinhängen ließ; nun stirbt er mir am Ende dennoch?" Und er sagte: „Nebenan ist eine große gewölbte Tenne. Dort will ich die Musik spielen lassen und die Türe herein öffnen wir."

Der geistvolle Franzose hatte sein Herz nie gänzlich von der Kultur des Westens abzuziehen vermocht. Er verkehrte mit italienischen Baumeistern und sein Palast in Karamanien war ein Nest der Musen und Grazien. Die kleine Musikkapelle, die ihn niemals verließ, hatte ihn vor acht Jahren zu Adrianopel in der Gunst des verstorbenen schwermütigen Sultans Achmed mehr befestigt, als seine Verdienste um das Geschützwesen. Einige europäische Zugvögel fan-

den stets bei ihm Brot, der Rest bestand freilich aus Zigeunern, die er sich selber schulte. So konnte es denn geschehen, daß der arme Runieri am Ziele seines Rittes in die Unsterblichkeit noch das rätselhafteste Geschenk dieses Lebens erbitten konnte: den Wohllaut der Musik, von der niemand sagen kann, ob sie nicht das einzige irdische Ding sei, welches die Irrtümer eines kurzen Diesseits in der Sprache des Jenseits beantwortet.

Und die wunderbare Sprache Rameaus begann. Es klagten ihr Leid Couperin und Lülly, es sangen von Ahnungen der Unendlichkeit Palestrina und Roland de Latrée. Seltsam klang das in der großen walachischen Mühle zu Grozka, dem einzigen steinernen, aber gottverlassenen kahlen Gebäude des halbtürkischen Ortes. Die reiche, sehnsuchtsvolle Musik des beseelten Westens inmitten der Armseligkeit des geknechteten Raizenlandes. Golden strömte der Wohllaut.

Als ein reichtönender Orgelpunkt auf den Ster-

benden herniederflutete, sagte Claudio andächtig und leise: „Das ist der Strom, in dem sich alles löst. Habsburger oder Bonneval, ein besiegtes Vaterland und Heimweh nach einem besseren, Volk und zügellose Ruhmsucht des einzelnen Herzens — alles geht auf in Gottes Wohllaut."

„Graf Bonneval, ich habe mich erfüllt, ich weiß das. Mehr konnte ich nicht tun, als diesen Ritt aus der Wirrnis der ewig Kleinen, und ich bin stolz und glücklich."

Die Musiker begannen eine neue Weise und spielten wunderschön, und spielten immer noch, als über die ruhelosen Gedanken Runieris schon längst der dunkelpurpurne Vorhang herabgerollt war, der dieses Lebens Bühne abschließt.

Als Bonneval inneward, daß der junge Offizier gestorben war, winkte er die Musikanten leise weg und drückte dem Jungen bewegt die Augen zu. Schmerz und Unwille, dies Leben so früh zerstört zu sehen, eine Ahnung, daß ihm hier viel gegeben sein konnte und ge-

nommen worden war, brannten in ihm. Er kämpfte dagegen mit dem Spotte, den er stets um sein Herz schloß, wenn es vor Weh zu zucken begann.

„Da liegst du nun. Endgültig eingeschlafen bei deinem Ritt in die Unsterblichkeit, du törichter, kleiner Junge. Zerbricht sich den Kopf, wes Vaters Kind er ist, beschließt endlich, selber von vorne zu beginnen und nimmt auf der neuen Reise ins Leben nichts mit als Eitelkeit und Eigenliebe. Steckt einen eigensinnigen Helmbusch auf und spielt sich selber eine Heroenkomödie vor. Ja: und endet mit sentimentaler Pose. ‚Ein Habsburgerende!' Mein Kind, ich fürchte, du hattest doch französisches Blut; du mein wilder, armer Sohn. Armer..."

Bonneval steht auf und strafft sich. „Wollte ich auch noch weinen? Ah! Wenn nur nicht dies Heimweh nach dem verlorenen, mein Gott, nach dem so lieben und lächerlichen Europa wäre, das mir der tolle Junge wieder geweckt hat: mit seinem Rittertum und seiner Musik

und —! — O, dieses wirre, tausendstimmige, vielfältige Blut des Westens!

Mein Gott, wie simpel und primitiv dagegen diese Türkenseelen sind. Aber weg mit allen sentiments. Das Geschütz soll morgen schon auf dem Marsche sein und dem verzagten General Neipperg muß der Friede abgezwungen werden mit den tollsten Mitteln. Alles was Eugen erobert hat, wollen wir wieder.

Und in acht Tagen, Kaiser Karl, ist die Walachei und Serbien samt Belgrad unser!"

Beethovens Gang zum Glück

Nach einer wahren Begebenheit

I.

Es war ein kühler Frühherbsttag und darum wollte sich Grillparzer ein wenig Sonnenschein suchen; er ging von Baden nach Weikersdorf und gedachte sich dort in den tiefzufriedenen Weinreben dieses guten Jahres Zweiundzwanzig ein wenig zu dehnen. Er wußte, daß all seine Freunde dort versammelt waren; nämlich jene, die in Baden für ihn gesellschaftlichen Wert hatten. Der große Zitronenfalter, der einen besonders seligen Sinn für geschützte Sonnenwinkel hatte, die Eidechse und die dicken Hummeltanten. Und an den schwerzuckernen Beeren würden halbtrunken die Hornissen hängen und Weinlieder brumsen, älter als jene des Anakreon. Es war, wie immer, Feiertag dort, wo kein Mensch hinkam. Aber gerade als er den Friedhof umbiegen gewollt, da war die Gräfin Zurlinden auf ihn losgefahren; sie kam von der Weilburg und hatte den höchsten Herrschaften dort eine Geschichte er-

zählt, von der sie noch gänzlich erfüllt war. Denn diese Geschichte war ihrer gehässigsten Freundin widerfahren; einer von Schaff, die gar nicht in die Familie hineingehörte; denn sie war nicht von Blut gewesen und hatte den Namen mit viel Geld erheiratet. Und wenn sie von Blut gewesen wäre, dann hätte sie nicht getan, was gestern geschehen war und erst recht wäre ihr nicht widerfahren, was eben gerade nur dieser Schaff passieren konnte, die in die sonst dezente Familie hineingeraten war, wie — wie —

„Herr Grillparzer, Herr Grillparzer! Was sagt Ihr Freund zu dem Affront? Wie nimmt er's heute auf?"

„Wer denn, Frau Gräfin?"

„Na, der Beethoven?"

„Der Beethoven? Da is nix, was ich wüßt'."

„Sie wissen noch nicht, was gestern bei der Schaff vorgekommen ist?"

„Ja, daß der Beethoven zur Jausen dort war," erinnerte sich Grillparzer.

„Jesses, Herr Grillparzer, die Jausen!“ lachte die Zurlinden. „Der Beethoven wird ohnedem nur hingekommen sein, weil die Konteß Franzerl hingangen is; die adoriert er halt. Also wissen's, wie zum Kaffee der Zucker herumg'reicht wird, da ist dem Beethoven die Zuckerzangen lästig und er nimmt sich die paar Stückerln (er hat's ohnedem ganz sauber g'macht) mit die Finger. Da zieht die Schaff ein Schnoferl, winkt dem Lakai und sagt ihm so recht adlig und leis': ‚Nehmen Sie doch die Zuckerdose weg, leeren Sie sie draußen aus und füllen Sie sie frisch!‘ Der arme Meister war eh' den ganzen Nachmittag das reinste Opfertier. Denken's nur, immerweil' die andern mit'm Mund pappeln sehen und nix hören!“

„Wird grad net groß Schad' g'wesen sein,“ sagte Grillparzer grämlich.

„Na ja. Höchstens, daß er zweimal zur Franzerl hinüberg'schaut hat; ganz verhalten, und die Franzerl hat ihm den Blick recht lieb und himmelblau zurück'geben. Mein Gott, die un-

schuldigste Schwärmerei von der Welt! Hören tut er nix mehr und er hat sich nur mehr drauf g'freut, bis man ihm das Zetterl hinschiebt, wo er ans Klavier gehn soll. Dann wär er alleinig g'wesen und hätt für die Franzerl spielen können. Und wär zufrieden g'west. Aber er is' halt, wie alle tauben Leut', so schrecklich mißtrauisch und verbittert und dasmal hat er leider das Richtige 'troffen. Er schaut Ihnen auf die Gräfin Schaff hin, wie's mit dem Lakaien tuschelt: und er schaut ihr scharf auf'n Schnabel. Und rührt dabei so recht grüblerisch und verschworen in seiner Tassen. Wie aber der Lakai richtig hingeht und wie der Beethoven unter seine buschigen Augenbögen sieht, daß der Mensch die Dosen hinaustragt, da trinkt er (er hat dabei die Stirn ganz über voll Düsterkeit g'habt wie wenn ein Wetter hinterm Wald auferkommt) sein' Kaffee aus, springt auf wie eine böse große Katz, packt seine Schalen und haut's über die Gräfin hin gegen die Wand, daß die Scherben nur so spritzen!"

„Ah?“ sagte Grillparzer erleichtert und die Zurlinden fügte mit unsäglichem Jubel in der lachenden Stimme hinzu: „Echt Sèvres, Herr Grillparzer! Jede Schal'n zwei Dukaten, und's Service war komplett!“

„Und die Gräfin?“

„Is leichenblaß aufg'sprungen.“

„Und der Beethoven?“ Grillparzer schmunzelte schon, denn er wußte, nun kam ganz was Grobes, oder ganz was Feines; vielleicht beides zugleich.

„Ja, der Beethoven, der is auf einmal dag'standen wie ein Grenadier, mit breitg'spreizte Füß und donnert die Hausfrau an: ‚Wann's Ihnen schon graust, daß ich mir den Zucker, den ich doch selber genieß', mit meinen Fingern nehm' — wie muß es Ihnen erst vor der Tassen grausen, aus der ich 'trunken hab!‘ — Und steht weg vom Tisch und kümmert sich net um das Angst- und Entschuldigungsgewimmer, rennt in die Garderob', haut' sein' Zylinderhut auf den trotzigen Schädel, daß er nur so kracht

und schaut net einmal die Franzerl an, die ihm nachlauft. Der sind die lichten Tränenkügerl außerg'rollt."

„Und die andern?"

„Sie wissen ja, wenn einer aus ei'm Haus mit Spektakel fortgeht, so schimpfen alle über ihn. Man sollt ihn halt nie und nirgend mehr einladen. Bei der Gräfin net und auch sonst soll die ganze gute Gesellschaft zusammhalten. Da kommt die Franzerl wieder herein und sagt ganz trotzig: ‚Damit schneidt's ihr euch nur selber; denn er ist froh, wenn man ihn allein laßt und er sagt immer: Dem Menscheng'schmeiß gegenüber bleibt unverwundbar nur der Einsame.'"

„Menschengeschmeiß," hohnlacht die Schaff. Aber die Franzerl sagt ganz still: ‚Das hab ja ich net g'sagt, und ich hätt auch kein Recht dazu.' Und die Gräfin wieder: ‚Aber den guten Willen?' Da is' auch die Franzerl auch bald ihrer Weg' 'gangen und hat die andern hausen und schimpfen lassen und ich bin auch weg und hab's

dem Erzherzog Rudolf berichtet, falls der Beethoven Unannehmlichkeiten hätt'."

„Nicht, daß ich wüßt'," sagte Grillparzer. „Aber das G'schichterl ist ganz famos, ich dank' Ihnen auch schön, Frau Gräfin und ich werd' wirklich umkehren und mir den Beethoven anschauen; denn wie der die G'schicht aufnimmt, das ist beinah interessanter, als der Zitronenfalter, der immer so gegen Mittag vom Jägerhaus in die Weingärten herübergaukelt."

Und Grillparzer ging den wilden, wilden Meister besuchen, den ganz und gar unbändigen.

Er fürchtete, ihn schwermütig zu finden; denn bei Beethoven war auf ein starkes Lachen immer tiefe Nebelhängerei gefolgt und auf ein wildes Wort Selbstanklage und Melancholie. Ihm, der am liebsten selber Gott gewesen wäre, und der schon mit den grotesken Mängeln seines eigenen Ich nicht Friede machen konnte, war ein Zornesausbruch nicht Befreiung, auf welche die Seele heiter, weit und ozonreich wurde, sondern er bohrte sich das Schwert des bösen

Wortes, das er gegen andere gezückt, mit tausend Zweifeln an seiner eigenen Güte und Größe in die Brust. Aber weil im ganzen Städtchen Beethoven vielleicht der einzige war, dessen Kopfhängerei durch ein paar stille Bäume zu heilen gelang, so wollte der Freund ihm die Wohltat solchen Umganges aufdrängen und ihn gleich mitnehmen, dort hinaus hinter den Bergfriedhof von Weikersdorf, wo auch die ewig zwecklos Geborenen alle tröstlich stille lagen und keine Gemeinheiten mehr sagten. Dort wollte er ihn fragen: Wer von allen denen, die da ruhen, hat ein dauerndes Leuchten hinterlassen in der Welt? Und wollte eine Pause machen und fragen: Du aber —? Und weiter wollte er ihn den wunderbaren Weg führen, wo der Wald am Rande der Weinberge rauscht und rechts Düsterkeit der Föhren ist und links die ausgebreitete Schale der Ebene mit ihrem Rebenüberfluß.

Kam er also in den Hof, der im Frauengäßchen träumte und zog die Klingel, an deren

Ende, statt der Glocke, Beethoven gerade in diesen Tagen in grotesker Laune einen Fuchsschwanz gehängt hatte, der beim Reißen an dem Drahte höhnisch über dem Tische hin und wider ging. Wenn seine Haushälterin abwesend war und er das Schrillen nicht hörte, so sah er doch, daß ein Mensch draußen war und die Fuchsrute erinnerte ihn, daß wieder ein Kerl vor der Türe stand von denen, die immer wollen und niemals bringen. Er schenkte und verschenkte sich selber; das war der Meute nicht genug; sie kamen und kamen, und hätten ihm Haus und Schaffensruh und Seele und Ehre weggetragen, wenn die ihnen was nütze gewesen wäre. Wenn also der Fuchsschwanz wedelte, dann wußte er sogleich: „ein scheißfreundlicher Dieb ist wieder da." Und er bereitete sich, ihn entweder gebührend zu empfangen, oder, wie meist, in innigstem Ingrimm zu schmunzeln und sich gar nicht zu rühren. Nur Grillparzer hatte sein besonderes Signal: er durfte den Mahnungsbüschel so lange und wild und bizarr

beuteln, bis Beethoven lachen mußte und wußte, da war einer draußen, der nicht nahm, sondern gab und sich mit ihm über die Fuchswedler lustig machte.

Und gleich kam Beethoven zur Pforte, öffnete dem Freunde, zog ihn mit gutgelauntem Rucke herein, schloß die Tür sorgfältig wieder und winkte allen Eröffnungsreden Grillparzers (vom Weingartenwege und der ewig tröstlichen Herbstsonne) mit einer so drolligen Klobigkeit ab, daß der Dichter gleich wußte, heute habe der Meister seinen guten Tag; aber schon einen ganz guten. Er wurde auch sogleich gegen einen Stuhl gepreßt, saß und schaute den biderb tuenden Freund mit fragendem Lächeln an. Aber Beethoven brummte halbsingend davon, kam wieder und stellte drei Flaschen Wein auf den Tisch, recht wie abgemessene Paukenschläge: bums, bums, bums. Eine Flasche stellte er vor sich hin, und zweie vor den anständigen Schweppermann. Er sagte gar nichts. Er machte bloß die Flaschen auf, alle dreie, obzwar ihm Grillparzer mahnend

und bittend die Hand auf den Arm legte, und er schenkte ein. Es war der ganz wunderfrisch prickelnde und gar nicht saure Rotwein, ein rechter Übermutswein, der da um Kottingbrunn herum aus der lieben Erden drängt. Wer ihn verträgt, kann ihn in langen Zügen hineingießen, wie Wasser auf den Durst und er macht nur wach und rege. Und dann rammte Beethoven mit seinem Glasstutzen den schöngeschliffenen des Freundes so urwohlig an, daß dem beinahe der große Rubin aus der Hand geflogen wär: „Vivat, Herr Bruder in Apoll! Und das entbieten wir euch von Reich zu Reich, daß heute Landfrieden sein soll und kein Wort geredet wird."

Das war Grillparzern nun wirklich lieb. Denn wenn es nicht von Herzen sein mußte, dann war ihm jeder Mißbrauch der Sprache ehrlich zuwider. Also saßen sie, aßen italienischen Käse und Oliven und tranken dazu, still und in allerbester Laune. Nur einmal schrieb Grillparzer auf ein Zettelchen und schob's hin: „Guter

Laune?" Und Beethoven nickte mit dem dickbuschigen Kopfe und trank ihm zu. Aber tyrannisch wollte er, daß Grillparzer immer doppelt so viel tränke, als er. Es war sein bester Wein und von dem verlangte er, daß er geachtet würde.

Endlich, nach einigem unverständlichen, tiefem Singen und Brummen begann Beethoven ein wenig zu reden. „Herbst ist es, teurer Hofbeamter. Wissen Sie, wie es so einer süßen, reifen Birne oder gar einer Traube in der Seele zumute sein mag? Wann kann unsereins dermaßen sagen: „Es ist vollbracht!" Ein einziger hat's gekonnt, und dem ist alles mißlungen. So eine Birne sagt's und schenkt sich weg: Hochachtung! Ist süß und ist für jedermann. Wir sind nicht für jedermann, ob wir süß sind, oder bitter, und bilden uns noch was drauf ein. Nein, nein; die Birnen sind uns über!" Und er brachte eine tiefe Zinnschüssel voll der herrlich gelben Süßigkeit, und eine dicke Horniß flog immerzu darüber herum und

summte und Beethoven, der sie nicht hörte, summte genau um eine Oktav tiefer, aber sonst so unheimlich in derselben Klangfarbe, daß es dem Grillparzer vorkam, als wäre er bei einem heidnischen Naturdämon, der Urempfinden und Urlaut hat, und Freundschaft mit allen Tieren. Beethoven jagte auch die wunderschöne, schwarzgelbe Horniß durchaus nicht weg, sondern sah ihrem Niedersitzen und Nagen und trinkendem Einpumpen süßen Saftes mit Behagen zu.

Dann fuhr er fort: „Wer zu dieser Zeit nicht das beschenkte Kind Gottes ist, der soll sich zum Sterben hinlegen oder in Gesellschaft Kaffe trinken gehen! Zu sich selber kommen muß man, wenn alles sich erfüllt. Was, Grillparzer? Ich liebe die Herbstfrüchte! Die Kirschen sind nichts als ein Spatzenvergnügen und das Sommerobst geb' ich dahin für den Wind, der die Zweige auseinanderreißt und es 'runterhaut. Erfüllung, Erfüllung ist nur in der Herbstfrucht. Solche, wie wir sie vom Herrgott erbitten; wir, die wir nichts haben möchten als uns

selber. Wir harmonieren mit den Farben und mit der Zerstörung, und mit der Süßigkeit. Wir sind eins mit dem Ende und wünschen uns für alle Zukunft nichts, als eine anständige Zinnschüssel, darauf man uns legt, so goldgelber Reflexe voll. Mein Lieber, die Kritiker künftiger Tage werden sehr zärtlich mit uns sein und uns eben so schön umspiegeln, wie dieses Zinn die Birnen da: Greifen Sie zu: Der Tod lebe! Und die Erfüllung, die uns dann erst gewährt ist!"

Grillparzer trank und sagte dann nach langem, langem Nachdenken ungemein tiefsinnig: „Ja, ja: — der Herbst," und nickte. Die vier Worte konnte ihm Beethoven ohne Mühe von den Lippen ablesen. Er wiederholte sie. Und gesagt hatten sie beide eigentlich nichts; aber vor den Augen ihrer Seele lag weit und sonnig und tief ein Königreich.

Als dann, schon nach überrundeter Zwölfuhrstunde, da die Mittagsglocken ausgeschwungen hatten, Grillparzer ging, nahm ihn Beethoven

an den Händen und sagte in ehrlicher und robuster Dankbarkeit: „Sie sind halt doch der einzige Mensch, mit dem man ein vernünftiges Gespräch führen kann.“ Und das war, nachdem sie in den letzten zwei Stunden diese vier Worte gesprochen hatten. Aber Grillparzer erinnerte sich, daß es zwischen ihnen öfters noch schweigsamer zugegangen war und beide hatten sich ordentlich schwer getrennt; — wegen der guten, guten Unterhaltung.

— — — — — — — — — — — — — — —

Als der Freund weg war, zog Beethoven aus einem begonnenen Notenmanuskript einen Brief heraus und legte ihn in die Mittagssonne, daß er erglänzte, wie eine Hostie bei der heiligen Wandlung. Zärtlich sah er drauf hin und wenn die Sonne weiterrückte, so schob er ihn immer wieder in den allerhellsten Glanz. Das betäubte ihn nach einer Stunde so sehr, daß er halb schlummernd saß, mit zwinkernden Augen, aber in einem unbändigen Rausch von Glück. Den Brief las er nicht und es ist

zu vermuten, daß er ihn sich auswendig vorsagte, denn er ging so:

„Unser Meister, der Du bist im Himmel und mußt auf Erden sein! Gestern hab' ich geweint. Heute morgen bin ich glücklich, weil Sie beleidigt worden sind. Denn je mehr Menschen Ihnen nicht gut sind, mit um so weniger teilen wir Sie, die wir Ihnen ergeben sind in der Seele.

„Ich schreibe Ihnen nicht aus der Schwärmerei, die nun einmal in unserer Zeit liegt, in diesem Tone, sondern ich weiß, was ich empfinde. Gestern, als Sie weg waren, wurde viel über das Recht des Künstlers auf Stolz debattieret und es waren viele, die es aussprachen, daß eigentlich das Reych des Künstlers in der Luft liege und nicht wesenhaft seye; so habe er kein Recht, sich vor denen zu brüsten, welche dies irdische Daseyn hart durcharbeiten müßten und unter Qual eine Arbeit täten, die dem Künstler Vergnügen seye. Da sagt ich ihnen, daß es eine viel größere Qual seyn müsse,

gänzlich allein auf Erden gegen alle zu stehen durch nichts bestätigt, als durch den einen, einsamen Geist in ihm selber, dem er oft sogar noch mißtrauen müsse. Und keiner von all denen, die unter Qualen im Bergwerk oder beim Schiffeziehen ihre Arbeyt täten, schüfe Freude, Tiefe oder Erhebung.

„Da ward ein sehr gescheuter hoher Offizier des Generalquartiermeisterstabes angerufen um eine Entscheidung. Der sagte nun: ‚Wir sind den Künstlern Dankbarkeit schuldig und sicherlich auch Bewunderung. Ob Ehrfurcht? das widerspricht mir. Denn die Kunst verschönt das Leben, sie ist aber nicht das Leben selber, als welches uns darüber stehen muß.‘

„Aber erst recht nicht gab ich auf diese Worte meine Sache verloren, sondern rief laut aus: ‚Oh, mein Herr Oberst, verschönen mag wohl das Leben ein Herr von Kotzebue, aber schon nicht mehr Jean Paul. Und verschönern kann es eine zärtliche Serenade Mozarts, aber schon nicht mehr sein Don Giovanni. Denn das Leben

und die Kunst, das sind zwei Scheiben, die sich nicht überall decken. Ganz auf dem Bereich des Lebens liegt die Scheibe des Herrn Lanner; aber gestehen Sie mir, daß sie der Ritter Gluck schon des öfteren recht wesentlich nach dem Überirdischen hinausgeschoben hat. Und was den Beethoven angehet, so werden Sie mir recht geben, daß ein gut Halbscheidt von seiner Kunst uns saget, sein Reych seye nicht von dieser Welt! Das Leben ist die Kunst nicht, o nein. Denn wo sie es ist, da hätte jeder Herr von Metternich mehr getan als sie, und jeder gute Fürst, denn: dient sie dem Tage, so dienen ihm jene besser.'

„Ich weiß wohl, daß die Tüchtigkeit des Herrn Marschalls Blücher länger beredt werden wird, als man die Arie Cosa rara singet. Aber Herr von Blücher zusamt unserm Teutschland wird auf Erden sehr anders angesehen werden in künftigen Tagen, da man vielleicht auf Tatarisch sagen wird: Das war Beethoven und er ist allein die Stimme Gottes gewesen in

einer Zeit, als sich ein kleines Völkchen für so ungemein wichtig hielt und sehr schrie.'

„Und dann war ich froh, daß ich ein Mädchen bin. Denn groß Lärmen brach aus und alle riefen, das Vaterland seye heiliger als jedes einzelnen und verrückten Asketen Visionen. So sah ich denn, wie sehr ich Ihnen gehöre und jetzt habe ich auch den Mut, Ihnen das zu sagen. Denn ich weiß, daß ich mit Ihnen verschrien und einsam wäre, wenn nicht der oder jener Herr noch hoffte, ‚mir die Flausen aus dem kleinen Kopf zu treiben', wie er sich wohl gönnerhaft ausdrücken mag. Mein Trotz wird als kleiner Pagenstreich empfunden und so hübsch und unwichtig kommt er ihnen allen vor, daß man mich ob meiner Partheynahme am liebsten geküßt hätte, — zuletzt, als ich weinte und meinen Kaschemirschal nahm, um zu entfliehen.

„Ich bin aber dennoch weggelaufen und sitze, während Sie dieses lesen, schon zu Wiener-Neustadt, wo ich auf Sie warte. Mein guter Papa tut mir alles zuliebe und so läßt er Sie,

den er adorieret, auch bitten, sein Schloß im Leithagebirge als das Ihre anzusehen. Es liegt so hoch an der Wasserscheide zweyer Welten, daß Sie nach Sonnenuntergang noch Ihr Baden erblicken können, nach Aufgang aber Sumpf, Steppe und einen unermeßlichen See voller Röhricht, an dem die bunthraunen Zigeuner hausen und in dessen Schilf winternachts noch die Rohrwölfe heulen, während an seinen Ufern ein Ungarwein wächst, wie Tokayer. Sie werden an der Wende zweier Welten und am Saume des Orientes sitzen und teutscher Wald wird Sie dennoch umrauschen. Wir werden Sie vor aller Welt verstecken und verleugnen, wie einst Luther auf der Wartburg verhehlet wurde, da er die Bibel ins Teutsche tradierte. Und unser Waldschloß wird auch berühmt werden und unsterblich. Es ist alles da, was Sie bedürfen, auch ein Flügel von der neuen Art, wie sie der Herr Streicher erbauet und ich werde dort in Wahrheit sein Ihre ergebenste Dienerin wie ich es immer bin. Franziska v. S."

Ja, das war nun der Brief, den Beethoven in die Sonne legte und ihn aufleuchten ließ, wie einen neuen strahlenden Stern, auf dem noch Gott allein in den blauweißen Glutwellen zirkelt. Und überlegt, was für Fieberträume darüber rasen würden, bis der Planet sich müde zum Winter bereitet, der auf alles folgt, was zeitlich ist.

Denn Gott erlebt alles auf einmal. Ihm steht die Zeit immer gleich stille und nur uns scheint sie meßbar und vergehend. Darum irrte auch der kluge Oberst. Denn Kunst steht am nächsten von dort, wo alles zeitlos ist. Aber Beethoven sah mit einem Herzen, welches beide Feuer, das irdische und das jenseitige, in sich hatte, auf das strahlend weiße Blatt, das ihn fast schläfern machte vor Glückmüdigkeit. Beide Feuer; die himmlische Liebe, aber auch die irdische. Denn nie war ihm Frauenliebe geworden. Aber jetzt, da er verhaßt, wunderlich, taub und lästig war, da zu der Häßlichkeit das Alter kam, nun wollte die goldblondeste Ju-

gend um ihn sein und sagte ihm das in Worten, so sonderbar tief und ernst, wie sie niemals noch aus roten Lippen unter blondem Lockengeringel vernommen worden waren. Es war wie ein Märchen, und darum legte Beethoven den Brief in die Sonne, in die wehmütige, sehnlich festzuhaltende Septembersonne.

Als läge er auf einem Opferaltar und brennte, so sah er den Brief an. Es war Heiliges in diesem Anschauen und unsinnigste Hoffnung, wie sie einem wilden, verfehmten Menschenkinde schon zugute gehalten werden muß. Ohne unreine Gedanken, aber brennend dennoch; brennend, als wäre aller Sinn irre.

— — — — — — — — — — — — — —

II.

Gekommen war über das Land die silberne Milde. Gekommen war das goldene Entsagen und das Wort: Erfüllt ist alles. Des rüstigen Herbstes Früchte lagen überall in den Zinnschüsseln und nicht auf Silber liegen sie so

schön: Feigen, Trauben und die großen, gelben Birnen. Und nun klapperten auch schon die Nüsse von den lichtgewordenen Bäumen. Der Wind ging bummelmütig über das Land und warf herunter, was noch ängstlich bei Muttern bleiben wollte: „Marsch, hinaus in die Welt! Macht euch nützlich!"

Da lachte Beethoven und ging auch über Land. Immer ging er bei Sturmböen über Land; da waren die Menschen fort und er war allein bei der Neckerei, beim Übermut, beim Grollen, wie es kam. Er wußte, warum in der Schrift der heilige Geist hagion pneumon genannt wurde. Der heilige Wind! Auf dem Rücken seiner Cherubim braust der Gott daher.

Er hatte nur in die Ebene hinausgewollt, wo der Herbstwildling toller herumstieß, als im stillen Badener Städtchen. Da aber war er an den Kanal gekommen, der nach der Wiener-Neustadt den Namen hat, und sagte sich: Der geht dorthin, wo das nachdenkliche, blonde Grafenkind für mich alten Kerl liebe Worte

hat... Und wie zur Probe ging er dem überblau leuchtenden Wasser entlang. Zu Fuß, wie bei einer Wallfahrt, müßte man ihr kommen. Denn diese Allerjüngste, die Allerschönste verlangte nicht, wie alle andern, wieder zu Jugend und Schönheit. Es war ein holdseliges Wunder, das. Und besinnlich erst, und dann immer berauschter von dem Gedanken, „stürm' hin zu ihr wie du bist, ohne Hut und sonstige Paraden," rannte er dahin und sang dem Winde entgegen. Es war ein Tag, ein Tag, als wäre die Erde neu! Als stürbe sie nicht; — oder sie stürbe lachend, schön, bekränzt und erfüllt, wie ein verliebtes und in Trunkenheit geküßtes Mädchen einschläft.

Es war ein Tag wie noch nie.

Die fernen Heidfeuer! Gottesdienst waren sie, schmerzliche Mahnung und Behagen zugleich. Da brieten sich nun die Hirtenbuben ihren Mais und ihre Kartoffeln. Der Rauch wurde vom Winde sogleich zerrissen; nur hinter der Erdwelle dort zog er in langer Fahne

dahin, blau, blau. Und silbern und aufreizend blau war auch der Schlängelkanal, der wie ein angelischer Führer dahinzog nach der Neustadt, weit draußen in der Heide. Hier war noch keine Heide; hier war die Welt reich. Die grünen Jäger standen und gingen in vorsichtigen Ketten in den roten Weingärten und dann knallten die Flinten. Was Reifes fiel aus der Luft, die Hunde suchten hin und her und brachten es stolz. Das ist die wildeste der Ernten. Beethoven blieb stehen und sah über den Kanal hinüber, der wie blaues Feuer leuchtete. Nein, wie grün so eine Jägerweste sein kann. Kein Laub ist so reißend grün; wie Malachit leuchtete sie unter dem verschossenen, braunen Röckel hervor. Da brauste auch schon der schillernde Fasanhahn daher: Klatsch, klatsch, es knallte, und er zeichnete an den Windhimmel seine Parabel wie ein fallender Stern, wie ein Komet aus schillergrünen und bronzeroten und glutblauen Federn. Bums, machte es, als er Erde quittierte und der frohe Hund holte ihn.

Schönes, geschwindes Ende; er fiel in Phaetons Kurve, aber ohne Angst und Schmerz.

Und die spangrüne Weste wanderte weiter durch die roten Weingärten; der Jäger erntet schrecklich und schön.

Weiter ging der Schauende und sah die Pappeln sich im Winde biegen, den er nur mit innerem Ohre rauschen hören konnte, und sah den Heidhof so gänzlich allein in Wiesen, Feldern und Ried liegen, als wäre hier die menschliche Besiedlung zu Ende. Aber ein fernes Schloß erinnerte ihn wieder, daß nun auch sein ein Schloß war. Ein Schloß mit einer jungen Königin, die auf niemand horchte als auf ihn. Bisher lebte er wie in einem Grabe; die Welt war still für ihn, und dennnoch ohnemaßen wirr und mißhold, so daß er froh sein mußte, allein sein eigen zu sein. Jetzt aber hatte ihn, den von Gott Erhöhten und Verfluchten, die Jüngste und Reinste und Tiefste gerufen. Es war ihm, als zöge er zur Mutter des Erlösers hin, so voll Andacht war er.

Ein Bube fischt im Kanal, und als der mit dem gewaltigen Haupte, tief und leise singend, in seine Nähe kam, flitzten die scheuen Silberfischlein schattenhaft auseinander. Der Bub biß sich vor Wut auf Zunge und Lippen. Er starrte auf, sah den gänzlich Weltfernen und Bedrohlichen, der ihm mit seinem tiefen, versunkenen Glück wie ein Tollhäusler vorkam, und erkannte mit der Ahnung der jungen, grausamen Bestie augenblicklich das Wetterleuchten der ungeheuersten Weltferne und Ahnungslosigkeit. So schrie er denn in seiner ganzen Bosheit heraus: „Trottel, Trottel!"

Beethoven fegte vorbei wie ein Schiff an einer toten Katze. Und der Junge starrte ihm, mit seinem Käsegesicht und den verlasterten, blauen Schatten unter den Augen in jenem unausrottbaren Hasse nach, den Gemeinheit, Bosheit, Markt und Alltag je und je gegen Entrücktheit erfüllen muß, solange diese Erde geschändet durch die kühlen Sterne irren muß.

Behutsam verhehlt oder moduliert diesen Haß der Erwachsene. Im Instinkt dieses Jungen brach er elementhaft aufrichtig heraus. Er nahm einen Stein, zielte mit verkniffener Fratze und warf nach dem dickumbuschten, dunklen Haupte. Ganz nahe sauste der Stein vorbei, Beethoven hörte ihn nicht. Nochmals, in größerer Wut, warf der Halbwüchsige und fehlte noch weiter ab, aber da fühlte Beethoven so etwas wie Haß oder Gemeinheit hinter sich, ohne zu wissen, was ihn umzusehen zwang. Aber so ungeheuer brannten seine Augen in ihrer zornigen Störung ins Ungewisse, daß der Bube Reißaus nahm. Grimmig lächelte Beethoven, dann vergaß er, nachzudenken, warum er den Abwürfling erschreckt haben mochte. Denn in den Lüften ging wunderbar kreisend das letzte Aufblitzen der Schwalben. Wie wenn vor ermüdeten Augen manchmal dunkle Punkte funkeln und irren, so neckten die jähe wendenden Sommervögel den gedankenvollen Blick. Weit draußen auf der Wiese stand

ein Mann, dunkel und groß, und dengelte eine Sense. Er sah symbolisch aus...

Dann, als Beethoven weiterwanderte, saß am immerdar blauen Kanal ein Vagabund bei seinem Mittagessen, das er eben zusammenschiebend beendete. Ein bißchen Wurst und Käse, ein saurer Schluck; und all' das vielleicht ein großes Festmahl seit langem. Aber dieser Heimatlose schaute den abseitigen Wanderer mit lieben und erkennenden Augen an und nickte ihm zu. Und Beethoven nickte wieder. Der Bruder Müßiggänger, der sich selber haben wollte und sonst nichts auf Erden, war ihm nicht unlieb und die gänzlich fremden und unermeßlich weit auseinandergeirrten Menschenaugen segneten einander. Dann zog der Vagabund sein Pfeifchen, dachte, eine Sekunde, taxierend: „Ein Maler oder Musikant", und gab sich gänzlich dem Dusel der Mittagssonne hin.

Die Hohe Wand! Im Westen stand sie, als hätte sie sich jähe hervorgeschoben, indigo-

blau hinter den Rebenhügeln des Vorlandes. Und immer gebärdenhafter und auftrotzender betonten sich ihre Nachbarn. Es kamen spitze Gipfel neben und hinter der senkrechten Felsenwand hervor und Abstürze. Heroische Unruhe zerzackte umrißhaft den Himmel an diesem Saume. Und wenn Beethoven gegen Osten schaute, dann lag nur der Riegel des Leithagebirges in lasser Geschwungenheit auf der Ebene, sonst aber war hier schon der Osten selber. Ein Warten, eine Unbesiedeltheit, eine abweisende Ruhe wie vor Sonnenaufgang war hier weit und breit. Menschenzeichen wurden immer seltener. Der Osten.

Draußen, weit, stand ein Volk Großtrappen und machte lange Hälse nach dem Wandernden, Dunkelmähnigen. Sie sicherten und überlegten, die Steppenstrauße der östlichen Ebenen. So nahe sind sich hier Orient und Alpengedränge.

Näher am Kanale, dem er entlang ging, grüßte Beethoven uralte Weiden; wahre Kö-

nigsstühle für Ellerkonge, den Herrn der nebligen Einsamkeiten aus Ossians Tagen. Ihre klotzdicken Köpfe sahen geduckt aus. Immer beschnitt der Mensch ihre jungen Triebe, aber der Stamm wurde davon wie eine Keule, wie eine Faust. Sie drohten. Und Röhricht begann, der vollendeten Einsamkeit Begleiter, und Sumpfbuschwerk, an das sich nicht einmal die letzten, verlaufenen Hühner des einsamen Riedbauers heranwagten, weil hier die Otter schlief; dschungelhaft verwirrte sich die wenig gebändigte Welt. An dieser Stelle, wo der ungeschändete Gott ihn freundlicher grüßte, blieb jetzt Beethoven stehen und dachte an den Handwerksburschen von früher, der eben seine fettfleckigen Papiere zusammengewickelt hatte. Er erinnerte sich, daß der freie Kerl dabei gesungen haben müsse. Ja. Er sah es an dem offenen, unbewußt kindgewordenem Munde. Und nun stand er und grübelte Wunderschönes aus, was in aller Welt doch der Vogelfreie dort in der Feldwildnis bei den dicken Kopfweiden gesun-

gen haben mußte? Einen Hymnus voll Übermut, voll Absage an die Menschen, freche Absage! Und irgendeine ferne Sehnsucht nach Ruhe. So entstand es in ihm, dunkel und halbgeboren, und beiseite gelegt für später.

Denn wieder belebte sich der Weg; es standen windzerzauste Nußbäume am Kanal; so konnte ein Haus nicht weit sein; denn für Stromer oder Eichkatzen pflanzt nur Gott oder wer ihm ähnlich ist. Hätte der Gewaltige hören können, so wußte er, daß das Flintenknallen, welches seinen ganzen Weg begleitete, sich jetzt wieder vermehrte. Es war im Westen das Vöslauer Weinland, dort scharten die Jäger sich an diesem Sonntage dichter. Trotz ihrer wiedergerückten Nähe war es auch hier schön. Von der Seite des erhöhten Westens rauschten wirre Bergwässer herzu und schäumten ihre wilden Geschichten in der Stille des Kanals zu Ende. Ungemein große Feldsteine träumten da im Wiesensonnenschein umher, als hätte man ein Kolosseum bauen wollen, aber die Völker-

wanderung hatte Schlaf, Schlaf darüber gesungen. Nun lagen nur mehr einige da und dort, und weit draußen lag der größte, einsam wie er. Wie er. Und Beethoven ging hin und nahm ihn sich als Sitz zur Mittagsruhe. Bei den Weiden am Neustädter Kanal, die immer noch stehen, saß er, wo auf den werdenden Orient die Alpen herniederschauen. Im Süden waren die ganz hohen Berge verhüllt. Da sah der Vereinsamte links hinter silberglänzendem Mais einen alten Heidehügel, vielleicht einen Tumulus. Drei Bäume standen dabei und Rohrspatzen schwirrten um das alte Heldengrab, oder Ammern. Heldengrab? Er wollte gar nicht hingehen. Es mußte eines sein; er wollte es, hier. Es mußte.

Die Nüsse! Der Wind warf sie ihm geradezu an den Kopf, sonst hätte er gar nicht daran gedacht, daß Mittag war und in ihm entstand eine Lust, zu mahlzeiten. Der kalte, wilde Bergwind blies ihm Kälte und Hunger ein, trotz der gnadenreich ausgebreiteten Sonne umher,

und er griff ins silberfahle Gras und suchte sie, die der Himmel ihm neckend zuwarf.

Er wurde böse gestört, ehe er noch zu essen beginnen konnte. Denn eine Fuchtel, von zwei kleinen, böse kläffenden Neidharten von Kötern begleitet, drang schimpfend auf ihn ein. Die beiden Verreckeln! Er hätte ihre Anwesenheit schon an den zahllosen kahlgewühlten Stellen erkennen müssen, die hier von der Not der Erdwespen, Maulwürfe und Mäuschen erzählten, denen die beiden Menschenzöglinge das bißchen kleine Leben nicht gönnten. Beethoven stand auf und sah auf den keifenden Mund der Frau, die ihm sichtlich zuschrie: „Die Nüss' nehmen wir uns selber!" Und der Einsamste begriff, daß er wieder einmal auf staatliches Schutzgebiet geraten war, und der Gott der freien Ödnis hier nur in seltenen Stunden scheu auf den alten Weiden saß — scheu, und lächerlich geworden. So wollte er denn seinen Frieden, seinen Mittag und die Nüsse kaufen und reichte der Vettel zwei wunderschöne Silberzwanziger

hin. Aber das Weib sah das Drohen der mächtigen Augen, die über die wertvollen Münzen mit einer Verachtung zu ihr hinübergriffen, wie sie nie erlebt hatte. Für einen Groschenwert Nüsse gab ihr dieser Wunderliche zwei Zwanziger wie zum Hohn und dazu ein paar Blicke, die sagten: „Bestie, friß und schweig!" Dieses Weib, so habgierig, schlecht, neidisch und haßvoll es sein mochte, war in der Einsamkeit gewachsen und so war sie feinfühliger als eine andere gegen die Verachtung, die in diesem Blicke lag, diesem heimatlosen Blicke, der wie aus der Seele Christi schaute, dem sie ein Bettlermahl mißgönnte. Und in der Wut, solch hohnvolle Überzahlung im Blicke dieser Augen nicht annehmen zu können, rief sie ihre zwei hündischen Freunde, die an Beethovens abgetretenen Hosen zu zerren begannen und wollte gehen. Der Gestörte nickte ihr in schwersinniger Verachtung zweimal zu und warf ihr die acht Nüsse, die er zu Mittag begehrt hatte, hin. Dann setzte er seinen Weg fort.

Jetzt wandelte er so müde, wie ein Verfehmter, — weil die Menschen verfehmt waren, wo immer er auf sie traf.

Es war auch lange Zeit am leuchtenden Wasser nicht viel zu sehen, was die trüben Gedanken eines, des Reich nicht von dieser Welt war, erhellen konnte. Ein Wiesel bezwang eine Wasserratte und schleppte die viel größere hochaufgerichtet ins Gestrüpp. Immerhin. Ein einsameres, also edleres Tier tötete ein stinkgemeines. Gut. Aber als eine Krähe ein Junghäschen trug, das die sterbenden Füßlein traurig hängen ließ, da brüllte er auf, so daß das schwarze Aas die Beute fallen ließ. Beethoven trat hinzu. Das Hasenkind war tot. Er scharrte es nicht ein, sonst suchte sich die Krähe noch ein zweites, das sein armes Leben nicht wahren konnte. Zu alledem drängte sich ein Dorf jetzt dicht an den Kanal, und als er gerade froh sein wollte, weil auch ein schönes Schloß dabei war, stolz und still in Gärten, da wurde er von einem wild scheltenden Offi-

zier beinahe zusammengeritten. Dem gehörten Schloß und Weite und Pferd. Er konnte sich seinen freien Weg suchen, wo er wollte; aber er mußte ihn just dort ertrotzen, wo der schwermütige Gang des Tauben war, des gottgebeugte Haltung ihn reizte. So stieß sich der gewöhnliche Tag überall an ihm. Immer ging das so.

Endlich war das Dorf zu Ende und Gottes Mantelsaum reichte wieder an die Erde. Der Kanal, blauleuchtend wie in diesen ganzen Stunden, ging jetzt ziemlich hoch über dem Lande zwischen aufgeschütteten Dämmen dahin und sehr viel Schilf begleitete ihn links und rechts am Wege; sogar Algen wie in einem Urwasser legten sich schmiegsam nach seiner leisen Strömung hin. Weit sah man von diesem Damme über das Land, und die Alpen zur Rechten wurden immer felsiger. Wände und Steilgipfel bäumten sich. Aber links lag weltferne Au, Verlassenheit hinter Verlassenheit, so weit man schaute. Der Kanal blieb bei seinem Ultramarin; nur wenn man ihm geradeaus entlang-

sah, waren Silberstreifen darin. Im übrigen aber war dieser Antiphon eines vom Winde ungemein blankgefegten Septemberhimmels so reintönig, daß sogar das lebende Geschmeide aus Türkis, Lapislazuli und Karneol, das immer wieder vor Beethoven herflog und sich ans Schilf niederklammerte, der Eisvogel, malachitgrün aussah gegen dieses sanftblaue Glühen.

Ein trunkener, ein einsamer Weg ist das heute noch.

Lange war kein anderes Leben am Wasser, als das des Wiesels, das der schwimmenden Teichratte am Ufer entlang nachschlich, und der kreisenden Bussarde; dann kam, ganz dicht am Ufer, eine frohe Weinlese, so daß es der einsame Meister jetzt gut hatte. Denn hier bekam er für die beiden Silberzwanziger, die er um acht Nüsse geboten hatte, so überviel Trauben, daß er sie nicht halten konnte und brummend von dem Überflusse in die Tragbütte zurücklegte. Die Weinbauern dort, beweglich und raschen Geistes, merkten mit ihrem feineren Taktgefühl

bald, daß der Meister nichts hörte und waren, nachdem sie ihn erst wegen des Verbotsweges angehalten hatten, gleich drauf um so herzlicher. Das viele Geld wollten sie für die paar Trauben gar nicht nehmen, aber Beethoven machte eine zu drollig ermunternde und grotesk gemütliche Gebärde: Einstecken! Da dankten sie und nahmen. Nun ging er weiter und hatte Überfluß und sah doppelt gerne, wie Schilf und Ried am Wege breiter wurden und zuletzt ein ganzer Seeboden zum Kanale hinzog. Land, das nicht urbar war, liebte der Einsame sehr; er ging ein wenig vom Kanale in das Ried hinein und kam an einen wunderbaren Weiher, der das letzte Blau dieses Tages wie eine Brennlinse sammelte und in Beethovens geblendete Augen warf. Es war dies der letzte Augenblick der großen Farben. Denn der Nachmittagshimmel umflorte sich mit leisem Gram. Noch glühte der Weiher, ein prunkhaft aufgerissenes Loch Tropenhimmel in bunter Herbstflur; der Kanal, der den Westhimmel wieder-

gab, war schon wie verstaubtes Silber. Beethoven aber sah ihn gar nicht. Denn dieser große Weiher an der Heerstraße verzauberte ihn völlig. Die wilden Enten flogen von dem bronzeroten Schilfe immer wieder empor und kreisten über dem Wasser; an der Straße stand ungarisches Steppenvieh, rot, weiß und schwarz und spiegelte sich in dem irremachenden Blau des Wassers, regungslos. So östlich fern und zugleich so voll betäubender Südpracht war hier Ried und Wasser und Weinland und die verträumte Herde, daß der Wanderer erst glaubte, tief in Ungarn zu sein, das ja ganz nahe grenzte. Dann übernahm ihn das Farbenwunder noch mehr; er sah sich mitten in der römischen Campagna und es war wirklich alles dazu da. Einsamkeit, Ferne, Farben, Wasser und halbwildes Vieh, eine Hirtenschalmei — — nein; man mußte nicht erst nach Rom gehen. Die Hirtenschalmei erklang in seinem Innern und aus ihr gebar sich ein Brausen von Schönheit. Tief und lange harrte der Meister wie

ein Kind in der Kirche, wenn die Orgel übermächtig ist.

Dann verschüchterte sich das grelle Blau des Wassers, die Sonne ging fort von dem goldroten Schilfe und ließ es erblassen; Beethoven wanderte weiter. Noch hochauf und glücklich — und dennoch schon ein wenig müde. Zwar war im Westen die Bergversammlung wunderbar nahe und drohlich, lebhafte Wässer rauschten zahlreicher unter dem Kanale hindurch, der sie überbrückte, aber es begann schon die tiefe Steppenschwermut des Steinfeldes, das gar nichts hergibt und in der selbst das Erdziesel nur knappe Nahrung hat. Es war plötzlich Asien geworden und die ungewöhnlich karge Erde träumte, weitab dieser Tage, noch vom Klappern der vielen, kleinen hunnischen Pferdehufe. Ganz abweisend war sie und sehr schwermütig; ein Stück Tibet am Rande von Wein und Alpenschnee.

Das war ein langes, müdes Gehen; gar nicht mehr berauschend. Das verwolkte, nahe, abend-

liche Drohen der Berge war noch der einzige Halt für die verödeten Augen. In der Steppe wandern ist, wie wenn man immer denselben Ton sänge und den in schleppender Langsamkeit. Wer kein Pferd hat, des Seele zieht die Steppe dünn und weit auseinander wie Wolkenflor, der keine Sonne zuläßt und dennoch keine Spannung und Kraft hat. Sie macht nicht groß, sie macht nicht klein; sie macht nur müde und fahl.

Und der Große, der den Donner kannte und den stürmenden Jubel und der nur gewöhnt war, ganz hoch zu schweben oder in einen Krater von Schmerz und Feuer zu stürzen, wanderte Stunde an Stunde dahin, als die herrliche Welt der Fruchtbarkeiten Abschied von ihm genommen hatte, dort bei dem leuchtenden Weiher von Schönau. Er ward müde. Nicht anders ging und dachte er mehr, als wie ein schleppender Handwerksmann zu derselben Stunde gewesen wäre, und bald sah er, vom stiebenden Erdmehl, auch aus wie ein Stromer. Schuh und Beinkleid war bis hoch hinauf voll Staub und das wirre

Haar, dem ein Hut fehlte, lag unter der stumpfen Schichte des häßlichen Puders der öden Straße. Manchmal, wenn Mißlaune über Beethoven kommen wollte, dachte er aufglühend an Fränzchen; aber nicht oft. Denn in solch müde Stimmung wollte er das Gedenken an sie gar nicht einlassen. Sie mußte Wunder bleiben, Erhobenheit und Rausch.

Erst an der alten, drohgrauen gotischen Wegsäule, die ihm wie der Gruß eines Seelenverwandten ansah, wurde er froh. Denn jetzt hatte alle Müdigkeit ein Ende. Die Neustadt, die allzeit getreue Neustadt war da und in ihr wohnte das goldblondeste, adelige Kind. Er wußte ja: Liebe konnte sie ihm nie geben. Aber unter dem Strahl ihrer Augen durfte er sitzen und spielen, was Gott in ihm tönen ließ und die ergriffene, helle Andacht dieser Augen würde auf ihm liegen, wie die Sonne dieser nachsinnlich lieben Tage auf ihrem Briefe gelegen hatte. Festtäglich.

— — — — — — — — — — — — —

III.

Der Abend war, als die Sonne nicht mehr den Wind besiegte, recht schaurig geworden und unmutig räumte Polizeikommissär Witlacil Tabaksbeutel und Pfeife zusammen. Es war im Freien nicht mehr auszuhalten; das Bier schmeckte bei dem ewigen Frösteln nicht und die fallenden Roßkastanien klopften ihm respektwidrig auf die Schultern; bestimmt hieb ihn eine demnächst auf den Kopf. Er verzog in die Stube, an den Stammtisch, wo er als Aktuar zum ersten Male hingesessen hatte und wo er auch seine Ernennung zum Rat erleben und feiern sollte. Der Herr Kommissär war im Grunde ein guter und behutsamer Mensch, wie die meisten Polizeibeamten; denn wirklich werden sie von der unruhigen und oft boshaften Welt sehr viel mehr sekkiert, als sie selber dergleichen können. Dazu ist ihnen Sanft- und Langmut vorgeschrieben; von Herzen boshafte Polizeibeamte gibt es selten: solche Naturen streben nach Höherem und werden Staatsan-

wälte oder Rechtslehrer. Witlacil wollte sich und alles um sich nur in Ruhe haben. Darum war es ihm gar nicht lieb, als zwischen dem zweiten und dritten Glase der Sergeant, der am Wiener Tor Wache hatte, ungemein beunruhigt und beinahe gehässig hereinkam, und an dem, von trautem Pfeifengewölk überschleierten Stammtisch die folgende beunruhigende Meldung machte, die historisch verbürgt ist:

„Herr Kommissär! Herr Kommissär, ich melde gehorsamst, daß ich zur Zeit der Abenddämmerung ein Individuum am Schlagbaum aufgegriffen habe, das sich in scheinbarer Unbefangenheit und ohne alle Umstände in die Stadt hereinschwindeln wollte, und das durchaus keine Ausweispapiere hat! Nach allem, was die äußeren Anzeichen besagen, scheinen wir es hier mit einem ganz gefährlichen Exemplar zu tun zu haben."

Witlacil rauchte, um recht gelassen zu bleiben und fragte zwischen zwei blauen Pustern: „Aber gengens; – wie schaut er denn aus?"

„Ohne Hut, Herr Kommissär, zerlumpt, das Gesicht zerkratzt und ziemlich langes, an den Bonaparte erinnerndes Haar; aber er trägt es buschig, dick und wirr. Er hat einen unzufriedenen und drohenden Blick und ein ganz unglaublich verstocktes Wesen. Dazu ist er zwar abgerissen und staubig, aber doch, was Fasson und Qualität seines Kleidertuches betrifft, viel zu fein, Herr Kommissär. Die Kleider dürften also von dunkler Herkunft sein."

„Na, was hat er denn g'sagt?"

„Er hat von der kaiserlichen Polizei in den respektlosesten Aussprüchen geredet und uns angeschrien, und wie! Man scheint diesen Menschen anderswo viel zu lange in Freiheit umherlaufen gelassen zu haben. Meiner bescheidenen Meinung haben wir es zwar kaum mit einem gewöhnlichen Landstreicher, aber vielleicht mit einem hochpolitischen Verbrecher zu tun. Die ganze Physiognomie ist die einer ausgesprochenen Revoluzzer- und Verbrechernatur."

Der Sergeant wollte nämlich hoch hinaus

und hatte sich unbedingt vorgenommen, die höheren Polizeigrade zu erreichen. Daher bediente er sich auch einer Sprechweise, die er von Beamten, die als gescheit galten, abgespitzt hatte. Sein herrschgieriges Wesen war freilich dem auf natürliches Avancement gesetzten Witlacil unbequem, aber immerhin hatte der eifrige Sergeant jene Gier zum Schnüffeln und Festnehmen, die Herrn Witlacil im allgemeinen fehlte. Er fragte also, — und war innerlich schon in ein wohliges Gruseln versetzt, — weiter: „Um was haben's ihn denn ausg'fragt?"

„Es war nichts aus ihm 'rauszukriegen, Herr Kommissär. Angeschrien hat er uns, beschimpft hat er uns. Ich hab' ihn deswegen zu Recht in den Kotter stecken zu müssen geglaubt."

„Arrest," verbesserte der Herr Kommissär. „Und dann?"

„Er war zuerst ganz starr; dann hat er ein Glas Wasser verlangt." Soweit kannte nun Witlacil seinen Sergeanten, daß das Flehen

eines Dürstenden bei solcher Strebsamkeit umsonst gewesen war. Eine brennende Seele kann dem Staat gefährlich werden, eine brennende Kehle steht aber in Staatsgewalt. Er lehnt sich zurück und war nunmehr vollständig sicher.

„Geben's ihm das Glas Wasser net," sagte er in singender Gemütlichkeit. „Geben's ihm das Glas Wasser net, lassen's ihn dursten, lassen's ihn abtoben, hören's drei Stunden gar net auf seine G'fährlichkeiten und denken's, er wär' in einer Tobsuchtszellen. Nachher wird er ein bisserl mürber sein und wann's not tät, schau' i dann vielleicht hin." Genau wie ein beliebter Arzt, der eine beruhigende Diät vorschreibt, hatte der Kommissär gesprochen. Vor seiner vollkommenen Ruhe und Herzensgüte beugte sich auch der, von verschiedenen Grobheiten des Häftlings, die er nicht gerne wiederholt hätte, aufgeregte Sergeant und ging wie ein alterprobter Raubtierbändiger an seine Aufgabe.

Aber schon zwischen dem vierten und fünften Halbemaß Bier — und das fünfte war immer Herrn Witlacils Gutenacht — kam der Sergeant beunruhigt wieder. „Herr Kommissär!"

„Was haben's denn schon wieder!"

„Herr Kommissär, das Individuum haut an die Wand, haut an die Tür mit Händen und Füßen. Der Mensch gebärdet sich, wie noch niemand. Auf das, was man ihn fragt, hat er keine Antwort. Aber seit einer Viertelstunde schreit er nur immer, er wär der Beethoven und möcht' heraus! Und Ausdrücke hat er gegen die kaiserliche Polizei, Herr Kommissär: schon deshalb dürfte man einen solchen Menschen nicht freilassen!"

„Warten's ein bisserl," sagte der Kommissär und ordnete das friedliche Versinken seiner abendlichen Sinne. „Was hat er g'sagt? Der Beethoven? Das is' der g'wisse rauhdaschlige Musikant. Hm, hm; der is' polizeilich in Baden g'meldt. Könnt' immerhin sein." Eine Weile stand der Sergeant in

Ehrfurcht vor der tiefen Nachdenklichkeit seines Vorgesetzten, von der er sah: sie strengte an. Und er wünschte sehr, diese Geistesarbeit verfolgen zu können, damit er lerne, wie man so was innerlich ordne.

Endlich sah Herr Witlacil nachdenklich auf. „Alsdern: Da müssen's jetzt schon den regens chori von der Pfarrkirchen aufläuten gehn. Übrigens sitzt er wahrscheinlich noch beim weißen Ochsen. Gengen's also zuerst zum Ochsen und sagen's ihm, einen schönen Gruß von mir und er möcht' kommen. Es wär' ein Mensch da, der sich für den Beethoven ausgibt und wegen staatsgefährlicher Äußerungen sonst eingeliefert werden müßt'. Also, er muß ihn agnoszieren; verstengen's?" Der Sergeant atmete auf. Ungewißheit ist selbst für die Polizei eine Pein.

„Aber wenn der Kerl nicht der Beethoven ist, dann soll er was erleben!"

„Schön, schön; sein's aber vorher g'scheit; der Musikant is' alle zweiten Tag beim Erz-

herzog Rudolf eing'laden; da könnten Sie was erleben. Also sekkierens ihn net z'früh, hab' i' g'sagt."

— — — — — — — — — — — — — —

Das vom Sergeanten gebrauchte Wort Kotter, das mit Koben, Schweinekoben, den gleichen Stamm hat, war doch das richtige Wort, das auf diesen Arrest paßte, in den der Chordirigent der schönen Haupt- und Pfarrkirche eintreten mußte. Alle fahrenden Handwerksburschen hatten dort ihren heimlich eingeschmuggelten Tabak, den sie nicht rauchen durften, gekaut und ausgespien. Durch ein hohes, vergittertes Fenster sah die Laterne des Stockhaushofes in schmieriger Trübnis herein und beim Schwanken des Laternenstrahles des Sergeanten liefen kleine dunkle Dinger nach allen Wandritzen erschrocken auseinander. In dieser stickigen Düsternis aber stand einer, so aufrecht, so stämmig und wild wie ein verhöhnter Dämon der Nacht. „Geschmeiß, Geschmeiß!" donnerte sein Grollen. „Was wollt ihr schon wieder?"

Der regens chori brach beinahe in die Knie, als er nur den buschigen, drohenden Schädel sah. Aber als die Laterne nach dem dunklen Antlitz wanderte, da brach sein Musikantenherz in einen wahren Kinderjubel aus: „Herr von Beethoven, Herr von Beethoven, ich komme ja, Sie zu befreien!"

Beethoven verstand nicht. Aber dieses Greisengesicht, in dem die alten Augen leuchteten, diese gefalteten Hände, diese beglückte Andacht und das Losstürmen nach seinen Händen, die das alte Männlein fassen und küssen wollte, das war Erkennen, das war Erwachen aus einem jener Träume, die der stupide Alltag zahllos zu erfinden weiß für die immer Feiertäglichen.

In geschwinder Fassung hatte der sonst sehr gemächliche Herr Witlacil unterdessen die Wendung überlegt und kam nun selber, der Herr Kommissär. Er hatte alles, was notwendig war, um Beethoven für's erste zu beruhigen, auf einen Zettel geschrieben, den er ihm hin-

reichte. Er möge den Spürwahn eines untergeordneten Organs nicht ernst und nicht übelnehmen. Man werde ihm jede Genugtuung geben; er sei augenblicklich frei und die dienstlich gemeldeten Ausdrücke über eine staatliche Polizei würde man gerne unter den Tisch fallen lassen und vergessen, als im Augenblick begreiflicher Erregung gesprochen; — (wenn diese Erregung damit wirklich ein Ende genommen haben sollte, war angedeutet).

Beethoven schüttelte den Kopf hin und her, wie ein mähniger Hengst die Bremsen abwütet, als könnte er damit den Beamten verscheuchen. Aber der Kommissär hatte sich seiner Haut zu wehren. Ob er in dieser späten Stunde mit etwas dienlich sein könnte? Und ein Glas Wasser hatte er längst befohlen: „Recht frisch, das Glas muß angelaufen sein!" Jetzt hielt er es dem erzürnten Manne hin, der es sogleich hinunterstürzte. „Noch eins?"

Damit gewann er dem Zornigen ein gnädigeres Brummen ab und der alte Stadtmusikant

hatte inzwischen den Mut gefaßt, dem Meister seine Einladung zu einem einfachen Abendessen und Nachtquartier aufzuschreiben. Zustimmend und wesentlich besser gelaunt nickte Beethoven und der Kommissär wisperte ihm zu: „Herr Direktor, Herr Direktor, ich schick' Ihnen und ihm zwei Maßerln nach, wissen's, von dem pritzligen Kottingbrunner Roten! Schau'ns, daß er wieder gut aufg'legt wird; es is' uns eh' so unangenehm. Und sagen's ihm, daß ich glücklich bin, ihm aus der Suppen g'holfen zu haben, die er sich mit seine Reden über die Polizei ein'brockt hat. Ich muß die G'schicht inzwischen dem Bürgermeister erzählen."

Der verrückte Musikant stand zwar Herrn Witlacil menschlich sehr ferne; aber die Jausen, die Jausen jeden zweiten Tag beim Erzherzog!

— — — — — — — — — — — — — — —

Und so war Beethovens Gang nach dem Glück gehemmt worden.

Er fand es nicht in der bescheidenen Wohnung

des Chordirigenten, obwohl er dort behandelt wurde wie ein Christbaum. Alles war um ihn und war wie angeleuchtet von ihm und mitten in der Nacht von einer Heilsverkündung getroffen.

Er merkte es kaum, drängte nur zur Ruhe und erwachte am anderen Morgen spät, als sich der Ostsonnenbalken breit über seine Brust legte und das peinlich frische Linnen seines Bettes in seine schlafmüden Augen strahlte. Da wollte er jähe heraus; aber eine Art von Schreck lähmte den rüstigen Entschluß; lange lag er still im selben Sonnenscheine, in dem Fränzchens Brief so gleißend geleuchtet hatte.

„Was soll ich jetzt, lächerlich, wie ich geworden bin? Die Bürgerschaft hat durch ihr offiziell erklärtes Riechorgan den Heimatlosen entdeckt und festgestellt. Verhöhnt bin ich; das ist alles, was heute übrigbleibt, und wenn sich der Bürgermeister selber entschuldigen käme. Man hat den erkannt, der sich auflehnt und hat ihm eins ausgewischt, ohne daß er mucken

darf, sonst lachen sie noch lauter, als sie heute schon lachen. Gezeichnet bin ich wieder einmal worden und deutlich, wie noch nie. Ein Verbrechen ist es, taub zu sein. Ein größeres, einsam zu sein; das größte, auf seinem Antlitz das Gepräge zu tragen des Grolles gegen Gott und der vielen Irrwege zu ihm hin. Was fände ich da noch bei der Lichten, der Blondesten? Mitleid bis zu Tränen, ja. Und was suchte ich bei ihr? Ein wenig Liebe, ganz ferne, kaum gehauchte Liebe? Jeder Husar, der morgen von der Frimontschen Expedition aus Italien heimkehrt und von Räuberkommanden erzählen kann, nimmt mir sehr schnell auch diesen Hauch fort... Zumal jetzt, wo sie zu lachen haben über mich. „Beethoven im Kotter. Endlich!" Mehr als ein leises Neigen ihres Mädchengefühles wird mir nie. Und ich will's auch nicht. Mein ganzes Sein zu den Frauen liegt nur in dem Gebet: Gegrüßet seist du, Maria."

Ja. Er, der so ferne von allen Eitelkeiten war, brannte in Scham bei dem Gedanken, vor

sie zu treten, nachdem er die Nacht gesessen war dort, wo die Halunken festgelegt wurden, denen er, dem Geruchssinn der Polizei nach, ähnlich war. Und er dachte an den fürchterlichen Augenblick, wo er (aus Einsamkeit seiner eigenen Taubheit noch unbewußt), ein großes Tonwerk dirigieren wollte, an dem ihm viel lag und wie die Stimmen rettungslos auseinanderkamen und Folterschweiß auf den geängsteten Gesichtern der Musiker stand, bis er merkte, daß sie sich für ihn schämten bis zur Qual. Damals mußte er abklopfen und verschwinden, als hätte er mit dem kleinen Stäbchen seinem eigenen Dasein abgeklopft. Langes, tiefes Schweigen lag peinigend über vielen hundert Menschen, bis ein kleiner, neuer Dirigent die glückliche Frechheit hatte, Beethoven zu ersetzen. Und alle waren erleichtert. Blamage nennen sie das, die vielen, die vielen. Denn das Wort Beschämung ist zu deutsch, also zu heilig für solch nichtig und doch brennende Irrung.

Heute erzählten sie in allen Schänken, wie

er getobt hatte an den Wänden des Arrestes, und entrüsteten sich scheinbar über die Polizei — aber sie freuten sich. Fränzchen wußte es schon... Und es war gut, wenn er sich verkroch. Eine Wunde ins Herz wäre ihm lieber gewesen, als dieser Dorn, den er sich eingetreten hatte und der ihn nicht mitleidenswert machte, nur hinkend.

Da hielt auch schon der Bürgermeister unten; triumphierend, daß er es dem Künstler zeigen konnte, wie man Größe mit Größe erwidert. Er hatte die Staatskarosse mitgenommen; die bot er Beethoven zur Rückfahrt nach Baden an, nicht ohne Angst, den schwierig zu unterhaltenden Mann persönlich begleiten zu müssen. Lange mußte er warten, denn Beethoven wusch sich inzwischen, ungemein umständlich wie immer, und die kleine Frau des Chormeisters hatte viel Wasser vom Boden aufzuwischen, nachher. Sie tat's in liebevoller Ehrfurcht.

Endlich kam der Gewaltige mit zusammengebissenen Kinnladen und winkte dem Bürger-

meister düster zu, drückte ihm resolut die Hand und bedeutete, alles habe nichts auf sich, er solle schweigen. Den Wagen nahm er an, den Bürgermeister lehnte er ab. Dann saß er verbissen drin, streichelte dem alten Chordirigenten geistesabwesend einmal über's andere das weiße Haar, schüttelte dem kleinen Alterchen, der Frau, stürmisch und schmerzhaft die Hände und fuhr davon, erst langsam, dann prasselnd wie der Höllenfürst. Denn der Kutscher sollte ihm zeigen, daß man gute Pferde gegeben hatte.

Die gotische Betsäule hüpfte vorbei, die Heide kam, die Lerchen sangen: „Valet, valet!"

Dann kam, nach langer, stumpfer Heideverträumtheit, der leuchtende Weiher von Schönau. Welch ein Traum war das nur gewesen, gestern? Liebe? Und in seine, kaum noch dem Leben gehörenden Tage? War denn die Süße, die in dieser Zeit als letzte Gabe des Jahres in die Trauben steigt, bis in die Torheit seines Hirnes gelangt? Was war das gewesen? Was

hatte ihn so betrügen können? „O, Sergeant, du hast mich vielleicht bewahrt.“ Und brütend lehnte er sich zurück und gab acht, wie der ganze gestrige Weg, ein wenig westlicher von der Straße, wo das trügerisch blaue Wasser ihn geführt hatte, sich nun wieder abwickelte, — diesmal nach rückwärts.

Und zuletzt konnte er ein wenig düster lächeln.

Das war Beethovens letzter Gang nach dem Glück gewesen.

Am Wasser

Die Geschichte eines Hausknechtswehs

Wunderbar, was Landschaft in einer Kinderseele bewirkt! Die kleine Brigitte war voller Fabeln.

Tagelang saß sie an den alten Festungsgräben von Friesach und träumte abgründig und heiß in das merkwürdige Wasser dort hinunter. Denn obwohl auch über diesem Wasser die froschgrünen Schlamminseln wie in allen Festungsgräben schwimmen, denen die stillen, reinlichen Schwäne im Bogen ausweichen, so ist dieses bald beryllgrüne, dort smaragdne und drüben wieder saphirleuchtende Wasser nicht faul, nicht tot und brütend. Die Festungsgräben gehen bis in den Felsgrund, und das reinste Quellgeriesel füllt sie in stets neuer Klarheit. Darum leuchtet das Wasser so nixenschauerlich, so unirdisch durchsichtig, daß die Augen zu vergehen glauben, die den fernen, tödlich stillen Grund so nahe sehen wie des Kaisers Krone im Traum.

Und traumstill auch schießen die Äschen in dem Fabelwasser umher, stehen die rotpunktigen Forellen darin. Dieses Reich aus einer andern Welt aber murmelte Zauberrunen in die Phantasie des schweigsamen kleinen Mädchens, das festgebannt am Rande dieser schaurigen Schönheit saß und wartete, ob hinter den jäh erschreckenden Fischen nicht still und mit traurig blauen Augen Wassermann dahergezogen käme oder eine grauenhaft schöne Undine. Und wenn die ihr am Ende winkten? Entsetzlich!

Aber sie saß und schaute in den leuchtend klaren Abgrund, und wenn ein Windlein den stillen Spiegel in tausend Wellchen zerrieb, so ward ihr gespanntes Gesicht vom Widerscheine zitternd und rieselnd und war grünblau angeleuchtet, als sähe es selber aus einer Seetiefe herauf.

Und was diese Stadtgrabentiefe der Welt über ihr für Sagen zurückspiegelte! Das Städtchen liegt verschüchtert unter den hohldrohenden

Trümmern ehemaliger Größe. „Ihr Berge, fallet über mich!“ Über allen Häusern schauen Ruinen von den anspringenden Felsen herab. Es gibt viel altes Gemäuer, und die Siedelung liegt da, als sei sie eingebrochen und in ihrer Bürgerkleinheit versunken in einem Kreise von Burgen und Domen und Stadtmauern aus eiserner, reisiger Herrenzeit.

Turm und gotische Kirchenfensterrippen, gezinnte Mauer, aufstarrendes Spitzbogengewölbe über allen Hausdächern. Die Welt der Vergangenheit ist dort mächtiger als das klein zusammengeduckte Heute.

Das alles spiegelt sich in dem durchleuchtenden Wasser der Stadtgräben und in Brigittleins zitternder Seele.

Drüben johlten und balgten die Buben. Denen war das Ruinengewirr lieb und recht für Räuberhöhlen und Kletterwagnisse. Sie merkten gar nicht, wie stillere Augen das gleiche so ganz anders sahen. Nur einer kam manchmal zur kleinen Brigitte gelaufen, sah ihr zu,

fragte stürmisch: „Tust nicht mit uns?“ und lief wieder weg.

Es war der Michele von der Waschfrau Schrotkopf; ein armer Bub, den irgendein leichtsinniger Kärntnerbursch bei dem derben Weib sozusagen verloren hatte, wie das dort eben Brauch ist. Von seinen Genossen war die Hälfte wie er außer Ehe zur Welt gelangt, und die andere Hälfte jubelte und sprang und balgte mit ihnen. Derlei hat dort gar nichts mit Ehr' oder Schande zu tun. Traurig war nur, daß der Michele keinen Vater hatte. Die Mutter, Tag und Nacht in Arbeit, konnte nicht zusehen, was der Bub lernte. Sie konnte selber nicht schreiben.

Einmal stand der kleine Michel wieder ratlos hinter dem Kinde, das stets so angenagelt am Wasser hockte. Da bekam Brigitte eine kühne Minute. Sie hatte nahe vor sich eine Forelle stehen sehen, deren Haut war wie mit Rubinen eingelegt. Da krempelte sie das Ärmelchen zurück und griff tief in das Wasser. Der

Fisch rückte seitwärts ab, sie langte ihm nach, rutschte und glitt mit leisem Schreckruf in die eiskühle Fremdheit ihrer Traumwelt hinein. Die Kleider breiteten sich aus, und einen Augenblick war das sinkende Kind im dunkelgrünen Wasser wie eine große Seerose. Ringsum die sich blähenden weißen Röcke und inmitten das goldblonde Köpflein, schon halb verborgen. Da griff der kleine Michel zu und zog sie heraus.

Sie stand und zitterte vor Kälte und Schreck. „Lauf nach Haus, was du kannst," rief er sie an. Da lief sie, und er rannte mit. Ihre Kleider klatschten und schlugen, und eine kleine Wassergasse blieb hinter ihnen. Die Leute schrien ‚hoho!' — und dann war sie im Laden ihres Vaters, der ein Papiergeschäft hatte. Sie kam ins Bett, der kleine Michel erzählte, erhielt einen Kuß, einen Silbergulden, Kaffee, Kuchen und Lob und durfte am Bette der kleinen Brigitte essen.

So waren sie Freunde geworden, und die

Kleine erzählte ihm die Sagen jener Kristalltiefe, zu der sie beinahe eingegangen wäre.

Michel machte Mund und Ohren auf. „Davon hab' ich nie gehört," staunte er.

„Lies nur in den Büchern nach; es steht alles drin," mahnte sie ihn.

Ja so, lesen. Michel hatte bisher aus der Schule recht schlechte Zensuren gebracht, und die Waschfrau wußte nicht, was sie damit beginnen sollte.

Nun begann er eigentlich erst in den Büchern lesen zu lernen, die Brigittchen ihm aus dem Laden des Vaters lieh. Das war viel besser als die Fibel, und der arme Bub wurde damit neugierig, aufmerksam und ein guter Schüler, ohne daß er selber es wußte.

Als er aus der Schule kam, blieb der Eifer in ihm. Er trat zwar bei einem Wirte als Laufbursch ein, half beim Einschenken und putzte den Gästen die Stiefel, aber das Lesen vergaß er nicht. Er las alle Kalender und suchte sich mehr und mehr das Wirtschaftliche hervor: Wie man

Kürbisse züchtet und Schweine mästet, wie man Obstbäume okuliert und was die Mistbeetwirtschaft abwirft. Michel wollte zu Haus und Garten kommen. Davon erzählte er Brigitten, und die freute sich sehr. Sie machten zusammen Pläne, und alle Sonntag zeigte ihr der Laufbursch des Wirtes „zum Herzogsstuhl" sein Erspartes.

Brigitte wollte das Haus altdeutsch haben, und der Garten beschäftigte sie dabei am meisten. Etwas Salat, Kohl und Obst wäre ja sehr gut. Aber Blumen, Blumen müßten alles andere überdecken.

„Wirft das so viel ab?" fragte der Michel Schrotkopf.

„In der großen Stadt ja," sagte sie. „Weißt du, in Klagenfurt; im Fasching. Da kaufen die jungen Herren die schönen Blumensträuße mit Silbergeld und schenken sie den Mädchen."

Michel wurde rot. Er war nun fünfzehn und Brigitte dreizehn. Am anderen Sonntag brachte er ihr ein Sträußchen Ringelblumen, Zinien und Reseda. Zwei Kreuzer hatte es

gekostet. Sie freute sich still und ein wenig mit Schelmerei. Nun brachte er so einen kleinen farbigen Buschen alle Sonntage, bis sie sechzehn war und er achtzehn. Sie waren aneinander gewöhnt, ihre Eltern ließen den braven Jungen ohne Arg zur Tochter kommen, und Brigittens stille Art ließ keines auf andere Dinge geraten als auf ein heiteres Pläneschmieden, jedes für sich. Michel wollte Haus und Garten, Brigitte wollte Bücher lesen und Blumen und kleine Kinder pflegen. Das konnte ja in einem hingehen, dachte Michel.

Dann aber auf einmal sagten ihre Eltern: „So, nun muß Brigitte in die Welt.“ Eine Familie in Klagenfurt brauchte ein feines Stubenmädchen: schon mehr eine Zofe. Es waren Hofratsleute; und da ging denn das liebe, stille, blonde Kind fort und trat seinen ersten Dienst an.

Nun war Michel allein zu Friesach im Gasthause „zum Herzogsstuhl“, und sein Herz riß ihn mächtig hin und her.

Am anderen Sonntag ging er und kaufte Blumen wie seit je. Aber das kleine Fenster am Platz wurde nicht mehr hell von ihrem freundlich geneigten blonden Haar, als er hinaufsah.

Da begann seine Seele zu brennen, ach zu brennen.

Erst ließ er die heimliche Angst still in sich nagen, und ging um den Marmorbrunnen mit den schönen heidnischen Geschichten, die ihm Brigitte mit einiger Verlegenheit letzthin ausgelegt und erzählt hatte. Die Entführung der Dejanira, der Europa, der Brautkampf der Lapithen: eigentlich lauter nackte Weibergeschichten. Nun brannte sein Blut zum erstenmale und er dachte daran, wie schön Brigitte war; wie selig still und klar und schön. Er suchte ein Lied auf sie; aber die Kärntnerlieder gehen alle gleich aufs Derbste los. Da zürnte er sich selber und rannte fort bis an den Stadtgraben. Dort, wo einst das Kind weißüberbauscht ins Dunkelgrüne der Flut hätte versinken müssen, dort warf er die

Blumen ins Wasser, und sein wildgewordenes Herz rief: „O Fremde, o Weite, du bist tiefer und unzwingbarer als die Flut. Könnt' ich das Mädel so aus der Ferne zurückgreifen, wie damals. Ach wie sehr bist du versunken, allerschönste Brigitte!"

Nun war auf einmal Poesie über und über in ihm, den sie oft von der Seite angesehen hatte wegen mannigfacher Nüchternheit. Jede Welle, jede Ruine, jedes alte Haus sprach von ihr, und die alten Sagen und Rittergeschichten, die sie ihm erzählt hatte, die waren ihm jetzt so farbig und deutlich wie bunte Kirchenfenster. Es war eine Einsamkeit, die nicht zu ertragen war, und eine Liebe, so selig und unselig, wie sie nur in einer halb reinen, halb unkrautvollen Jungenseele wuchern kann. Bald kam ihm vor, er habe eine Heilige von sich ziehen lassen, rührend rein und geweiht. Dann aber dachte er, daß sie auch vom Fasching zu erzählen gewußt. Und nie hatte er mit ihr getanzt. ‚Jetzt, tanzen und Wein trinken und immer glühender

werden und dann mit ihr ins Dunkle schleichen.' Aber wenn er sie sich recht deutlich vorstellte, so fürchtete er ihre hellen, ernsten, weltfernen Augen.

Zwei Dinge trieb er also, um sich zu trösten: Singen und Briefe schreiben. Alle Sonntag schrieb er ihr einen Brief voll Sehnsucht und Scheu, in dem er nichts sagen wollte und dennoch zwischen den Zeilen alles verriet, was ihm im Herzen lag.

Und das Singen ersetzte ihm, was sonst andere junge Leute vollauf können: das Gedichtemachen.

Denn die Kärntnerlieder erwiesen sich, als er ihnen nachsuchte, doch nicht alle so wie die, die er bisher gekannt und lustig gesungen hatte. Sie haben für jedes Herz einen Ton; sie können schwerbeladen, treu, scheu und traurig sein. Sie können von der Liebsten singen wie ein frommes Kirchenlied und vermögen so rein und wehmütig zu sein wie ein klarer Abend.

Eins, das ging wie auf sie:

Mit'm Munderl is s' still,
Mit die Augen sagt s' viel;
Mit der Hand drängt s' mi weg,
Wann s' moant, i wär z' keck.

Und das sang er oft, und sang noch viele schöne traurige Lieder und wurde der sangreichste Lauf- und Schankbursch in ganz Friesach. Aber die Leute merkten es, weil er gar so schön und innig sang, und neckten ihn sehr mit der schönen Brigitte. Zuletzt wußte das kleine Städtchen in allen Gassen, wie sehr verliebt Michel Schrotkopf sei. Von den Gästen des Herzogsstuhles ging es aus, aber bald sangen ihm die kleinen Kinder hinter Haustoren und Prellsteinen nach:

„Wo i geh' wo i steh,
Tut' mir's Herzele weh."

Es war die größte Liebe in ganz Friesach, die seine, und so wurde sie gebührend behandelt. Die Leute höhnten ihn mit einer gewissen Zärtlichkeit, aber sie verhöhnten ihn.

Zuerst lächelte er in seliger Wehmut, aber dann hielt er es nicht mehr aus. Er schämte sich sehr, und Brigitte war in Klagenfurt, wo die feinen Herrn umgehen, allzu schutzlos.

Eines Tages hieß es im „Herzogsstuhl", der Michele Schrotkopf sei fort und sei Hausknecht im „Weißen Ochsen" zu Klagenfurt an der Villacher Länd geworden.

Dort im „Weißen Ochsen" kehrten die Flößer und Seeschiffsleute ein, die Heizer von den Dampfern des Wörthersees löschten hier große Dürste, und wenn Markt war, wohnten da großmächtige Viehhändler. Reich sah das Wirtshaus nicht aus; trotz des schönen Wirtsschildes; aber der Michel ersparte gute, schwere Trinkgelder. Denn was ihm in Friesach Spott eingetragen hatte, galt in der Hauptstadt hoch. Alle Abend mußte er in die Wirtsstube kommen und mit seiner schönen, treuen, hellen Stimme den Gästen vorsingen. Bald fand sich ein Kellner, der die zweite Stimme hielt. Der Rasierergehilfe vom Laibacher Ring kam mit

einem Bariton dazu, der Spengler nebenan mit einem Fundament von Prachtbaß, und nun sangen sie vierstimmig, daß es berühmt wurde in ganz Klagenfurt. Samstag und Sonntag abends war der „Weiße Ochs" überfüllt, und Michel war froh, denn er war Sieger.

Wahrlich, einmal kam die Hofrätin selber mit ihren Töchtern und ließ sich von Brigitte ins Gasthaus führen. Das Mädchen, das stets mehr Gespielin als Dienstmagd gewesen war, saß mit zu Tische, hatte die Hände gefaltet, lächelte und sah auf das Tafelleinen; Michel und die drei anderen aber sangen wie vier Weihnachtstrompeten von einem Turm das Heil der Welt in alle vier Winde hinaus. Es war großartig, und sogar ein Professor war da, der schrieb sich alle Lieder auf. Da sangen sie auch nicht lauter traurige Lieder mehr, sondern viele, viele voll Übermut und Jauchzen.

Das war die Zeit, wo Brigitte fast ein wenig stolz auf ihren Freund war, den berühmten

krausköpfigen Hausknecht beim „Weißen Ochsen".

Noch eine saß dort, hörte ihn voll Inbrunst an und sah dem hübschen Burschen in die blitzbraunen Augen. Das war die Wirtin vom „Grünen Fassel", aus der nächsten Nachbarschaft, Witwe in den besten Jahren. Das „Grüne Fassel" lag gleich über Eck und war ein winziges Häuschen mit einem Stockwerk und zwei Fenstern Front. Kleiner und zierlicher kann man kein Wirtshaus haben, und da Michel einige Groschen erspart hatte, meinte er, das Ding gar wohl kaufen zu können. Weil er nun so oft nach dem Hause herübersah, bezog's die Frau Wirtin auf sich und war viel beim größeren Nachbarwirt zu Gaste.

Es war eine Gesangspause, und Michel trug Bier umher, kam auch zur Frau Hofrat und ließ sich loben. Da bat ihn Brigitte ein wenig beiseite, und er dachte, nun käme es. Sie standen im dunklen Hof, aber Brigitte sagte: „Wir müssen von neuem Abschied nehmen, Michel."

Er blieb ganz still, seine Kehle war zu Stein, sein Herz zu Blei geworden.

„Die Rätin heiratet ihre zwei Töchter aus und verreist," fuhr Brigitte fort. „Ich habe eine neue Stelle in einem Schloß."

In einem Schloß! Freilich, dahin gehörte sie.

„Nicht weit von hier, Michel," sagte sie freundlich. „Nicht weit von hier."

„Gott sei Dank," brach er hervor.

„Es ist Hallegg, gleich vom Schrotturm am See ein halbes Stündlein in die Berge. Du kannst auch übers Zollfeld kommen, weißt du, wo die alte Römerstadt unter der Erde liegt."

„Ja," sagte er etwas erleichtert. „Und ich komme dich alle Sonntage besuchen."

„Das wird nun nicht gehen," widersprach sie leise. „Ich bin bei einer ganz alten Dame; die kennt mich von der Rätin aus und ist mir gut geworden. Ich muß ihr vorlesen; auch im Klavierspielen habe ich zugelernt. Nun denk' du, wenn sie dort meinten, ich hätte einen Schatz!"

„Und wenn sie es meinten?"

„Dann wäre alles aus."

„Es wird nicht aus; nichts wird aus," sagte er vergnügt. Er konnte ihr ja noch nicht alles gestehen. Noch war nichts einig. Erst mußte er sich des „Grünen Fassels" versichert haben, bis es geschehen konnte, daß Michel Schrotkopf, ein freier Mann und Wirt, um Jungfer Brigittens Hand zum Ehebund anhielt. Also schwieg er trotz allem Stolz und aller Freude und sagte nur: „Gut. Wann kann ich dich also besuchen?"

„Wohl erst im Herbst," sagte sie traurig.

Er verbiß sein Leid. Es war kaum Frühling geworden in der kleinen Stadt am See.

— — — — — — — — — — — — —

Nun war er wieder einsam.

Brigitte war bei der feinen alten Dame, und als er schrieb: nun hab' ich zweitausend und neunhundert Gulden, weil er auch von seiner Mutter einiges geerbt hatte, da antwortete sie: „Dein Brief hat mich sehr erfreut. Hier ist es schön und still. Von Hornstein bis an das Zollfeld

ist nichts als Waldrauschen, und wenn der Wald schweigt, so rauscht der Brunnen im Schloßhof. Das liebe ich sehr; es ist alles Musik. Und auch wir machen viel Musik, Michel, ach, so schön, wie du nie im Leben welche hörtest. Sie ist aus ganz alten Zeiten. Es ist ein Leben wie im Traum, die alte Baronin nennt mich Kind und will mich nie mehr von sich lassen. Da kommt sich denn deine Freundin wie eine verwunschene Prinzessin vor."

Dem Michel war unbehaglich zumute. Da wurde sie ihm immer gebildeter. Aber seine dreitausend Gulden waren doch noch feiner, und was die Musik angeht, so werden sie ihr, alle viere, an einem schönen Sommerausflugsabend ein Ständchen bringen: „Verlassen bin i" und „Es blüht beim schwarzen Felsen"; sie und die alte Baronin aber werden oben heulen vor Rührung. Dann wird er auf die Tasche schlagen und wird sagen: Na, Brigitte? Und was sagst du zu der Musik!

Dreitausend Gulden!

Der Sommerabend war still und schwül. Im Westen stand der hochflammende Sonnentod am Himmel. Da lüftete sich Michel auf der Straße in Hemdärmeln und blauer Schürze. Die Gäste kamen erst spät, er hatte ein wenig frei.

Hinter ihm, von der Ecke des Hauses herab hing das alte Wirtsschild über den kleinen Platz heraus. Reiche Schmiedeeisenarbeit aus Urgroßvaters stiller, hochanständiger Zeit; wunderschöne Ranken, Zapfen und Knospen, und in einem Kränzlein stand, in Blech getrieben, der weiße Ochs, anderthalb Schuh lang und sorglich bemalt. Durch sein Milchweiß schlug nur da und dort ein wenig Rost, aber das machte ihn noch treuherziger. Da stand er oben, steif, lieb und blöd wie die gute, alte Zeit und sah so fromm und dumm und tapsig auf den kleinen Platz hernieder, als wäre er seiner Sache ganz sicher; genau so wie Michel.

Und drüben ragte, ebenfalls an altem Schmiedeeisengerank, ein schöner Vogelkopf aus

der Wand, der trug im Schnabel ein Fäßchen mit einer Traube, das Fäßchen länglich und wohlgebildet; alles hoffnungsgrün gestrichen. Und unter dem grünen kleinen Faß stand die Wirtin und sah und winkte herüber. Sie war beruhigend rund. Das „Grüne Fassel" vermochte eine Frau zu ernähren, so klein es aussah. Als er sie einmal gefragt hatte, ob sie denn das kleine Haus nicht hergäbe, allein wie sie sei, da hatte sie freudevoll gerufen: „O gern, tausendmal gern. Nur lei reden müßt' man drüber können."

„Kommt die Zeit, kommt die Sprach," hatte der Hausknecht vom weißen Ochsen erwidert. Die Wirtin gab ihm noch einen langen, langen Blick, und getröstet trollte Michel ab. Das war so gut wie gemacht.

Nun stand er sicher und fest, vom Ochsen übersegnet, und sah sich sein künftiges Wirtshaus behaglich prüfend an.

Da kam auch schon der erste Gast. „Hausknecht, is frisch ang'schlagen?"

„Woll, woll," sagte Michel und begann sein Amt.

— — — — — — — — — — — — —

Ein Herbstsonntag am Wörthersee! Silbern und weiter als sonst schläft der windstillste aller Seen durch die Berge hin, in lauter bunte, bläulich übermilchte Wälder gewickelt. Michel geht im Festtagsfrack mit Reseden und mit Veilchen, die in diesen endlos weiten, endlos stillen Tagen zum zweitenmal an sonnigen Rainen blühen. Er tut einen schönen, herzfrohen, kühnen Gang. Freien geht er, nach Hallegg.

Es war ein lieber, schöner Weg; und er wurde immer verzauberter, je mehr Michel in die einsamen, abseitigen Höhen nördlich vom See hineingeriet. Da ward es waldig und moorig, seltene Heidekornfelder lagen zwischen Fichtenwäldchen, dann kam wieder Hutweide, Birkenmoor und Föhrenhain. Feucht und wild war all die Welt hier drinnen in den Bergen.

Und dann, höher oben, ein paar ganz verlorene Bauernhäuser und dann ein kleiner See,

voll Wasserrosen, aber ganz verlassen, ganz bange. Die Straße führte genau an seinem Rande vorbei und bildete einen Damm. Der gestaute See donnerte unter einem Brücklein über ein Mühlwehr hinunter in die Schlucht zur Mühle. Aber die stand still, und wie aus toter alter Zeit hingen die Räder, traurig, voll Flechten und Moos.

Dann kam, höher als der erste See, sogleich ein zweiter; bloß ein dichtüberbuschter Damm lag zwischen beiden, und der zweite war voll Rohr, voll Moos und Binsen. Kaum sah man noch ein Endchen Wasser. Und moorig blieb der Wald um den Weg bis zum Schlößlein hinauf; dann aber begannen plötzlich Kieswege, geschnittene Buchenwände und Taxus. Und Michel, der die Gartenkunst des Rokoko noch nicht kannte, nahm vorsichtshalber den Hut ab, weil er zwischen den glatten, hohen Baumwänden das Gefühl hatte, als sei er in ein fremdes, nobles Zimmer geraten.

Da war auch schon das Schloß. Goldrot hing

breite Sonne an seiner Abendwand mit dem dreifach gekuppelten Rundbogenfenster und den Säulen hoch oben, das weithin der scheidenden Sonne nachsah.

Dann ging Michel durch das Tor in den ersten Schloßhof, der ganz in den Fels hinuntergehauen ist, tief, jähumwandet, moosgrün, kühl und feucht. Der Brunnen rauschte respektlos laut in einen gewaltigen Steintrog, der zum Überfließen voll war, und oben in der Burgwand stand in einer Nische ein kleiner, römischer Mann aus Marmor. Er hielt eine Rolle in der Hand.

Michel erinnerte sich, wieviel ihm Brigitte von den schönen alten Römerstatuen gesagt hatte. Er drehte seinen Hut befangen in Händen und schaute zu dem Bildwerk empor. ‚Wahrscheinlich so ein Schreiber', dachte er mit leisem Magendrücken.

Hinter ihm waren hoch oben Bogengänge, und von dort rief ihn wer an, was er wolle. Es war eine alte Dame, und sie hatte eine

Frisur wie die Maria Stuart auf den Bilderbogen, die er einst im Papiergeschäft der kleinen Brigitte gesehen.

„Ich möchte die Brigitte besuchen."

Die alte Dame sah eigentümlich gutmütig herab. „Ei so," sagte sie dann sehr langsam. „Sie sind wohl der Michel Schrotkopf, der Brigitten so oft Briefe schreibt? Nun, kommen Sie nur. Dort durch den Torbogen, vor dem zweiten Hof rechts finden Sie die Treppe."

Michel stampfte bergan. Der zweite Hof war viel freundlicher und heller, auch ganz trocken. Da ward sein Herz etwas freier. Ringsum gingen die schönen Bogenhallen, eine über der anderen. Ja, Brigitte wohnte wie in einem Märchen.

Auf der Stiege ging ein ruhiger, schöner junger Mann an ihm vorbei hinab, ohne ihn anzusehen. Michel grüßte ihn nicht; er hatte augenblicklich das Gefühl einer Feindschaft.

Oben stand die alte Dame. „Sie können

in den Rittersaal gehen; Brigitte wird gleich kommen," sagte sie ruhig, sah ihn noch einmal ernst und wie voll Mitleid an, lächelte dann leise, ging voran, tat ihm die Türe zu einem langen und fast kahlen Raum auf und ließ ihn allein.

Er trat an das Fenster. Ja, das war wirklich das dreifache Abendfenster mit den Rundbogen, zu dem er so ehrfürchtig emporgesehen hatte. Nun stand er selber oben und war im Schloß und konnte hoch über alle Menschheit hinausschauen.

Der Ausblick ging über Fichten und Wälder, die ihm unsäglich einsam schienen. Fern über den Wipfeln verblutete der Abend; unten die gestutzten Buchen standen schon ganz in kühlem Duftblau.

Er dachte an seine Lieder. Für diese Welt fiel ihm aber keines ein; es paßte nicht eines. Inzwischen trat Brigitte ein.

„Grüß Gott, Michel. Gefällt dir das?"

„Es ist alles so alt und entlegen und weh-

mütig; mir ist nicht gut bei der Sache," sagte er gedrückt.

Brigitte blieb lange am Fenster stehen. „Eichendorff," sagte sie dann.

„Ist das ein Ort?" fragte er.

„Meine alte Dame hat uns gestattet, ein wenig spazieren zu gehen," fuhr sie wie aus Träumen empor. „Das wird dir ja auch lieb sein?"

„O sehr," sagte er.

Da gingen sie und schritten am ersten See vorbei, wo ein einsamer Felsblock ins Wasser ragte, und Michel getraute sich nicht zu sagen, daß ihm der so schwer und stumm vorkäme wie sein Herz. Überhaupt der ganze See, vollgewachsen, verbinst und verschilft, der war wie sein Leben, das von kleinen Sorgen, Geldbeschwerden, Kaufgedanken, Buchführung, Viehhandel, Bierbezug und Küchenerwägungen so gedrängt voll war, daß das stille Glück der schauenden Seele davon ganz verwachsen und überwuchert war.

Sie aber war still und schauend wie ein Spiegel, der gegen die ziehenden Wolken des Himmels gewandt ist. Sie war wie der andere, untere See, zu dem sie jetzt kamen, in dem nur herrliche Wasserrosen ihr stilles, heiliges, weitausgebreitetes Blühen hatten.

So ähnlich fühlte er es, aber ganz traumhaft und fremdhin, und er wußte es auf keine Weise zu sagen. Und das war sehr schade, um Brigittens willen. Denn die hätte aufgehorcht, wenn Michel sich solcher Gedanken fähig gezeigt hätte.

Am untern See stiegen sie in ein Boot, und da faßte sich Michel gewaltig zusammen, jagte die unnützen Bilder allesamt davon und fing ihr erstmalig an, vorzurechnen, daß er das Haus zum grünen Fassel kaufen könnte, und weshalb. Da nun aber ein Wirt ohne Wirtin nicht zu sein vermöge — — —

„Michel," sagte Brigitte, „für heute kein Wort davon. Du bleibst eine halbe Stunde bei mir, und es wird schön sein, schöner, als

wenn du mir von solchen Dingen daherrechnest. Wir wollen ein wenig im Kahn fahren, damit du die Welt siehst, die ich so sehr liebe und die ich nicht lassen kann. Dann geh und überlege dir gut, ob ich zu einer Wirtin tauge. Ich sage dir kein Nein; ich will dir nicht wehe tun. Darum laß uns beim Wasser sein und hineinschauen, wie einst in der Kinderzeit."

Und er ließ den Krauskopf hängen und griff nach dem Ruder. Ganz still war es, und sie fuhren wie über ein klares Firmament. Ja, sogar eine herrlich leuchtende rote Wolke stand als Spiegelung im Wasser, und die fuhr mit ihnen mit und war wie sein blutendes Leid, so still und schön, groß und klagend.

Aber auch das wußte er nicht mit Worten zu sagen, dieses: wie er, der den Kopf stets hängend und beladen zu Boden trug, der hochlodernden roten Abendwolke erst im See gewahr worden war, derselben Wolke oben am Himmel, der sie, Brigitte, schon lange mit hellen Augen und still gefalteten Händen zugesehen hatte.

Es blieb ruhevoll, heidnisch schweigsam und verzaubert über dem See, und keines von beiden brach den Bann. Und vom Lande kamen nur Laute, die die große Einsamkeit der beiden noch größer machten.

Auf der Bergheide über dem See weideten die Schafe, und das Mühlwehr brauste von fern. Einmal nur tat der Schafbub einen verlorenen, unbeantworteten Ruf hinüber nach dem Kühbuben, dessen Glocken jenseits läuteten, dort, wo ein friedvoller Herdrauch hinter den Fichten aufkräuselte. Aber sonst war die Natur wie in Urerinnerung verhüllt, und das nervöse Herübermahnen eines Abendglöckleins aus dem fernen Zollfelde zertrieb ein Wind, der oben, hoch über der stillbrauenden Luft dieser Tiefe umherstieß. Man erkannte ihn nur an der roten Wolke, die wie ein großes Schiff dahinzog, und von der ringsum leuchtende Flocken abwirbelten, trifteten und in nichts zergingen.

So fuhren sie über den See und wieder zurück. Sie saß in ihrer lieblichen Blässe mit dem klar

gescheitelten blonden Haar und war fromm und dennoch versteckt und verschlossen anzusehen. Nur wenn Michel ihren Blick angstvoll suchte, sah sie ihn ernst und sehr traurig an. Dann wandte sie sich wieder nach dem Bilderbuch des Himmels, von dem man, aus dem Waldkranze des Sees, nur ein Kreisrund sah, das einen Teil von dem lodernden Todeskampfe des Tages zeigte.

Und noch einmal, als sie ausstiegen, sagte sie: „Denk' doch, Michel, bevor du ans Werben gerätst; denke auch über mich nach, wozu ich tauge und warum ich nur gerne neben dir bin, wenn du schweigst wie heute."

Er verstand noch nicht, was sie meinte; aber schweigsam, scheu und treu fragte er gar nicht nach dem, was sie beide trennte, und es blieb in größter Zartheit unausgesprochen.

Die alte Baronin war an den See gekommen. „Seid ihr fertig?" fragte sie, als die beiden ans Land stiegen.

„Ja," sagte Brigitte leise.

„Dann begleitest du mich die kleine Straße hinab bis zur Blumenvilla, Brigitte. Wir brauchen wieder etwas Musik; dort bei unsern Freunden. Ja? — Herr Michel, Sie haben Ihren Überrock im Schlosse vergessen. Holen Sie ihn noch? Sie haben dann ohnehin denselben Weg wie wir und holen uns wohl ein?"

„Ich weiß nicht, ob ich nicht den Weg übers Zollfeld mache," überlegte er schwerblütig.

„Dann adieu, Herr Michel." Und die alte adlige Dame hielt ihm die Hand hin, so mitleidvoll und absagend, daß er einen Stich im Herzen fühlte: hier sei er nicht gefährlich.

„Gut' Nacht auch du, Brigitte."

„Gut' Nacht," sagte sie leise.

Dann ging er aufs Schloß, seinen Rock holen. Zweimal kehrte er sich um und sah den Frauen nach. Die gingen Arm in Arm dahin wie Mutter und Tochter. Langsam, dort, wo der Herdrauch war, unter den Ulmen am See, verschwanden sie. Das Mühlwehr brauste und donnerte, als hätte es sie verschlungen. —

Er brachte es nicht über sich, den Weg übers Zollfeld einzuschlagen. Hatte er schon nie wieder einen Hauch von ihr, so wollte er doch den Weg gehen, der noch beglückt war von ihrem leichten Tritt. Langsam schritt er, um die beiden nicht einzuholen, und er blieb oft und oft stehen, so bleich und sterbend das allerletzte Abendlicht auch war. Das Herz brannte ihm vor übergroßem, ganz und gar hilflosem Leid.

Was war das nur? Wie geschah das nur?

Er sah einen Felsblock im Heidekornfeld, an dem er früher schon vorbeigekommen. Ja. So wäre sein Herz unter ihre Blumen geplumpst. So schwer und fruchtlos hätte sein Leben in dem ihren gelegen!

Es ward ihm scheu und scheuer zumute, als wäre in dieser Gegend niemand zu Hause als Überirdische. Wohl sah über den Fichten am Wege der Turm des waldeinsamen Schlößchens von Hornstein herüber. Er ragte vor dem apfelgrünen Abendhimmel, in dem noch ein paar goldrissige Windwolkenstriche geschrieben stan-

den. Aber links von ihm über dem Birkenmoor, da waren schon, ganz glatt, ausgehauchte Milchnebel hingebreitet, wie das Gespenst des kleinen Sees, der ehedem auch hier war. Die Birken ragten aus dem schummernden Vorpostenvolk der aufsteigenden Nachtgeister noch in trauriger Reinheit und schienen zu weinen.

Da schritt er schneller aus und kam in menschenumwohnte Gegend. Erst kam links am Weg die beruhigende Großmacht eines Wirtshauses mit Meierhof. Da grunzten Schweine, und ihm ward freier um die Seele.

Dann aber kam rechts das Häuschen, wo die Freunde der adligen Dame wohnten, und das diese die Blumenvilla genannt hatte. Es war dort, vom Wege zurückgerückt und, ein nobles Stüfchen höher, ein Vorgarten aufgemauert. Die roten, reichen Nelken, die Malven, die Pappelrosen und hochgemuter Rittersporn standen wie zur Heerschau. Dem armen Michel kam es vor, als müßten diese hochherrschaftlichen

Farben Millionen kosten. Und doch war es nur ein ganz schlichtes, liebes Landhäuschen.

Die Gardinen waren zugezogen, drinnen war schon Licht angesteckt.

Da hatte er sie also in dem Häuschen und er stand unten an der Straße. In seinem Herzen war ein Krampf von Angst und Weh. Denn es klang eine Musik auf die abendfeuchte Straße heraus, die ihm abermals erschien, als käme sie von den Überirdischen her.

Da drinnen spielte eine tastende Hand fein, zärtlich und besorgt ihren Couperin oder Rameau. Es war eine ernste, alte Sarabande, königlich und wehmutvoll, großherrlich gebietend und doch weich und schmiegend und süß.

Er horchte hochauf, und sein Herz stand still wie ein gebücktes Bürgerlein, wenn Majestät ihren Einzug in seine Gasse hält.

Ja, das war sie, die Musik; aber die aus dem Reiche der Unbedrängten, der Zurückgelehnten, derer, die sich ausruhen und fächeln dürfen! Das waren Töne aus der Welt derer,

deren Sohlen nicht mehr im Lehm der Alltagsqual hängen blieben.

Und seine Seele trank und trank, diebisch, scheu und neidvoll draußen von der Gasse her die fremden, über alles stolzen Töne.

Ach Gott. Das, das hat sie?

Und nun, da stand er in großer Erkenntnis draußen, er mit seinen Kärntnerliedern, und hörte zum erstenmal die Welt, die er „die feine" nannte, und er erkannte und fühlte diese Welt. Diese Welt, an die er sie verloren hatte. —

So unrettbar und sicher verloren, als wäre sie schon im Jenseits.

Ende.